Bei höheren Stäben

Adjutanten-Erlebnisse aus dem großen Kriegsjahre

von

Adolf OTT,
Major a. D.

MÜNCHEN.
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.
OSKAR BECK.

Bei höheren Stäben.

Adjutanten-Erlebnisse

aus dem

großen Kriegsjahre

von

Adolf Ott,

Major a. D.

München 1892.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

(Oskar Beck.)

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Inhalt.

Seite

1. Über den Titel dieses Buches. Wie ich zum erstenmal nach Frankreich kam 1
2. Was man sich unter dem Etappenwesen vorzustellen hat . 7
3. Deutsche und französische Stimmungsbilder. Die beiderseitige Bewaffnung 14
4. Der Tag von Weißenburg 23
5. Über den Mut in der Schlacht 28
6. Weißenburg und seine Umgebung nach der Schlacht . . 31
7. Der treue Bursche „Michel" 37
8. Die Schlacht von Wörth. Der französische Rückzug. Bahnverhältnisse 40
9. Wie es französischen Verwundeten ergangen ist . . . 47
10. Die Begegnung mit meinem verwundeten Bruder. Unsere Toten 51
11. Die Herren von der General-Etappen-Inspektion. Das Quartiermachen 55
12. Ein nächtlicher Ordonnanzritt 59
13. Der Vogesenübergang. Allerlei Glücksfälle . . . 64
14. In Lemberg im Jahre 1870 und 16 Jahre später . . 68
15. Einquartierung im Kloster zu Finstingen und der geräuschlose Gänsefang 73
16. Artigkeit und Reitpeitsche als Mittel gegen unangenehmen Empfang. In Nancy 78
17. Einer von der alten Garde. Das Kriegsgericht . . 85
18. Quartiermachen im unbesetzten Chalons. Das verlassene französische Lager 92
19. Epernay 100
20. Die Begegnung mit Jules Favre 102

Seite
21. Corbeil. Ich fische eine Depeschenflasche aus der Seine . 104
22. Ein Kapitel über französische Kriegsgefangene . . . 110
23. Aus den Spitälern 116
24. Tote Kameraden als Stubengenossen 122
25. Der Doktor reitet. Eine Fasanenjagd und ihre Folgen. Über den Train 124
26. Eine Franktireur-Episode. Mein Wörther Beutepferd. Michels Schinkenkur 133
27. Zwei nächtliche Ordonnanzritte 137
28. Der Zug nach dem Kriegsschauplatz an der Loire . . 141
29. Wie ich auf ein Haar einen französischen Offizier fange . 150
30. Das Schlachtfeld vom 2. Dezember 153
31. Einiges von der Etappe in Longjumeau 156
32. In Versailles. Etwas über Spione. Das Hotel des Reservoires 160
33. Weihnachten in Frankreich 166
34. Wie wir in der Cernierungslinie lebten 169
35. Blick nach Paris vom Laufgraben aus 172
36. Kriegsquartiere. Michel findet 40,000 Francs. Ein Besuch der Eigentümer „meines" Hauses 174
37. Die Beschießung von Paris 178
38. Während des Waffenstillstandes 183
39. Der Einzug in Paris. Unser großer Kaiser. Schluß . 186

1. Ueber den Titel dieses Buches. Wie ich zum erstenmal nach Frankreich kam.

Es besteht sicher eine logische Berechtigung, bevor ein Buch geschrieben wird, an das Aushängschild zu denken, welches es bei seinem künftigen Lauf durch den Leserkreis tragen soll. Ein Buch ist ein Individuum für sich. Der Titel ist sein Gesicht, der Inhalt sein Herz oder sein Kopf. Gleich wie Menschen mit guten Gesichtern ihre Lebensweise angenehmer durchlaufen, ebenso erleichtert ein guter Titel dem Buche die Aufnahme bei dem gestrengen Publikum. Der Titel ist viel, aber nicht alles. Hält er nicht, was er verspricht, so bringt er das Buch um die Achtung der Lesewelt. Ich hoffe nicht, daß dem von mir gewählten Titel der Vorwurf der Unwahrheit gemacht werden wird. Nachdem ich mich entschloß, in diesen Blättern meine Erlebnisse aus dem großen Kriegsjahre niederzulegen, und ich den Feldzug als Adjutant in einem höheren Stabe, der in immerwährender Verbindung mit anderen höheren Stäben stand, mitgemacht habe, so dürfte es meine damalige Situation und den Buchinhalt kennzeichnen, wenn, wie geschehen, beides auf dem Titel auch Ausdruck fand.

Die Stellung, welche der Einzelne bei großen Vorgängen einnimmt, läßt sich mit einem Spiegel vergleichen, in den die vorüberziehenden Ereignisse ihre Bilder werfen. Die Bilder, die der Gebildete in sich aufnimmt, sind andere als diejenigen, welche als matte Phantome das Auge des Ungebildeten berühren. So erinnere ich mich immer noch aus meiner Knabenzeit eines alten Sattlers, der öfter im elterlichen Hause arbeitete und welcher

den russischen Feldzug mitgemacht hatte, wofür wir Knaben uns natürlich auf das bedeutendste interessierten. Allein trotz allem Quetschen war aus dem guten Mann nichts herauszubringen als: „Marschiert san mir, von eim' Quartier in's ander und alleweil marschiert. Und a so a fünf oder sechs Schlachten hab'n ma g'habt. Sie, da hab'n ma g'schossen! Kalt is g'wesen und soviel Schnee hat's g'habt und wie ma wieder zruck san, da is gar aus g'wesen. Froh war i, wie i wieder daheim war."

Von der Gattung des alten Sattlers glaube ich nun nicht zu sein, denn die Erinnerungen freundlichen und ernsten Inhalts drängen sich mir in Menge auf.

Um so schwerer wird es mir werden, aus der Fülle des Stoffes das zu sichten, was ich selbst des Nichtvergessens für wert und interessant genug für alle jene halte, welchen die obenbemeldeten annoch weißen Blätter seiner Zeit vor die Augen kommen werden.

* * *

Ich war vor 21 Jahren ein Leutnant, wie es deren so manche gegeben hat und noch giebt. Jung, lebenslustig, dienstfreudig, keck, gesund, ein wenig wie natürlich auch verliebt, und sah hoffnungsfreudig in die Zukunft.

Damals war die Akademie eine noch ziemlich neue Einführung, doch war bereits dem einen oder andern von uns klar geworden, daß deren Besuch auf künftiges Avancement und dergleichen einen wohlthätigen Einfluß haben möchte. Zu diesem Zwecke mußte aber vorher etwas an Studium geleistet werden, was über die Grenzen des gewöhnlich verlangten hinausging, und so kam es, daß ich für meinen Teil beschloß, eine Reise nach Frankreich zu unternehmen, nicht bloß um mich in der fremden Sprache zu „perfektionieren", sondern auch um die französischen Armee-Einrichtungen kennen zu lernen.

Es ist ein banales oft gehörtes Wort, unsere Zeit sei schnelllebig, aber es birgt eine große Wahrheit. Noch vor 20 Jahren gehörten Offiziere, welche größere Reisen unternommen hatten, eigentlich zu den Seltenheiten. Man frage heute? Heute

hat fast die Hälfte aller Offiziere große Reisen nach aller Herren Länder gemacht.

Der große Krieg, die Weltmachtstellung Deutschlands, die Ausbreitung der Eisenbahnen, die Entwicklung der Dampfschiff-fahrt und nicht zum wenigsten das höhere Interesse, das der Zeitlauf für das außerhalb der Grenzpfähle des eigenen Vater-landes Gelegene wachrief, all das trug dazu bei, den Reisedrang in der Armee zu entwickeln.

Man könnte viel leichter die Frage beantworten: wer reist nicht? als: wer reist? Vom Bauer bis zum Kaiser ist alles zeiten-weise unterwegs, um eigene oder fremde Interessen zu verfolgen. Und erst das so leicht gewordene Reisen zum Vergnügen! Doch von diesem wollen wir uns nicht weiter unterhalten. Auch bei mir war der Reisezweck nicht der des Vergnügens, obgleich ich hoffte, daß so manches auch davon mir dabei nebenher beschieden sein würde.

Schon durch einen kleinen Ausflug, den ich bei Gelegen-heit der Feier des Namenstages Napoleons III. am 15. August 1869 von der Pfalz aus nach Straßburg unternommen hatte, war mir die französische Armee interessant geworden, d. h. — ich war über ihre innere Güte stark in Zweifel geraten.

Wir hatten besonders in Süd- und West-Deutsch-land fast allgemein den französischen Militargötzen auf unsern militärischen Hausaltären stehen und lagen mit dem Angstrufe: „oh, wir armen elenden Kreaturen“ im Bewußtsein unseres nichtsdurchbohrenden Gefühles davor auf den Knien. Jener Straß-burger Ausflug ließ uns zum erstenmal einen Blick hinter den Schleier thun, und ich kann es mir daher nicht versagen, davon einiges zu berichten.

Alle politischen Hintergedanken waren mir und ebenso wie ich überzeugt bin, meinen übrigen Kameraden vollständig fremd. In dieser Beziehung sind wir deutschen Offiziere, zum Heile des Ganzen, von einer rührenden Naivität, man könnte es fast Unwissenheit nennen. Hand auf's Herz, wie viele sahen die Ereignisse von 1866 kommen und für wie viele waren die-

jenigen des Jahres 1870 nicht vollständig überraschend! Und so soll es auch bleiben. Das wollen wir uns erhalten, dieses arglose, politische Kindergemüt und der verlässige gewaltige Arm bleiben, dem Kopfe und Willen unterthan dessen, der uns als Kriegsfürst voranschreitet und die Ziele bezeichnet, die wir erreichen sollen.

Wir hatten Tags vor der großen Parade Germersheim verlassen und staunten gewaltig, als wir an der ersten französischen Station auch den ersten französischen Gendarm erblickten. Dies wiederholte sich natürlich bei jedem neuen Anhalten. Für uns war nur merkwürdig, daß sich diese verschiedenen Gendarmen so völlig glichen. Lauter groß gewachsene, sehr ruhig aussehende Leute mit schwarzen Schnurr- und Knebel-Bärten, braunen Gesichtern, dem breiten gelben Bandalier und dem großen vor- und rückwärts wippenden blauweißroten Federbusche auf dem queraufgesetzten, sogenannten Napoleonshute. Einer der lustigen Kameraden behauptete, es wäre immer der nämliche Gendarm, der auf jeder Station durch irgend eine feine französische Vorrichtung auf den Perron gestellt würde, eigentlich aber nicht lebendig, sondern nur ausgestopft sei.

Auf einer der Stationen stiegen in unsern Wagen mehrere muntere französische Landmädchen ein, mit den bekannten zierlichen weißen Häubchen, bei welchen wir das erstemal die Wucht unserer französischen Sprachkenntnisse zur Anwendung bringen wollten und die uns fast noch besser gefielen wie die schönen Gendarmen. Als wir mit schamhaftem Erröten, das seinen Grund wohl mehr in der ungewohnten Anwendung des graziösen Französischen, als in der Furcht vor den französischen Grazien hatte, eine Unterhaltung anfiengen, lachten dieselben und versicherten uns, wir sollen es „dütsch probiere, da könne mer am beste mitananer parliere."

Wir ersparten uns also mit einem Seufzer der Erleichterung alle weiteren Sprachanstrengungen auf spätere passende Gelegenheit. Sie wollte sich aber lange nicht finden, denn als wir im alten „Rebstock" wegen Überfüllung des Gasthofes in

den Mansarden untergebracht waren, sagte die jugendliche Kellnerpflanze, welche beauftragt war, uns in diese oberen Regionen zu geleiten, wir sollten uns keine Mühe mit dem Französischen geben, alle Leute verständen in Straßburg deutsch.

Am Abend machten wir einen Ausgang in die Stadt und kamen dabei an eine Infanterie-Kaserne, woselbst wir es sehr eigentümlich fanden, daß in der ungeniertesten Weise eine eine Menge von Damen, welche sicher nicht zu den besten oder solidesten Kreisen gehörten, in sehr wenig zweideutiger Weise, im Kasernenhofe oder auch an den Fenstern verkehrten.

Wir fanden dies zwar so recht französisch, gefallen hat es uns aber nicht, besonders daß sich bereits zwischen 6 und 7 Uhr abends eine Menge Soldaten in der Nähe der Kaserne zeigten, welche sehr stark gefrühstückt zu haben schienen.

Die Parade fand am Kleberplatze, einem für solche Zwecke sehr beschränkten Raume statt. Die Truppen zogen entweder aus ihren Kasernements oder den Kirchen in größeren oder kleineren Abteilungen diesem Sammelplatze zu.

Wir sahen teils von den Fenstern des „Rebstock", teils später von der Straße aus, wie nicht einige, sondern viele Soldaten ohne weitere Erlaubnis aus Reih und Glied traten, entweder um einem ami oder öfter noch einer amie die Hand zu drücken, oder dem aus einer Kneipe oder Estaminet gereichten Glase die nötige Ehre anzuthun.

Bei der einen Kompanie war dies weniger, bei der anderen mehr der Fall. Es machte auf uns einen eigentümlichen Eindruck diese Trupps zu sehen. Voraus den unablässig im Eilschritttempo blasenden Trompeter, hinter diesem meist einen sehr alt, grämlich und gebrechlich aussehenden Kapitän und dann die sich immer auflösende und durch Nachlaufen wieder ergänzende Kolonne. Auch einige riesenhafte Negergestalten als Bataillonstamboure verfehlten ihre Wirkung nicht.

Die Offiziere bemühten sich und oft in nicht sanfter Weise, diesem Treiben Einhalt zu thun; alle ihre Bemühungen hatten nur Erfolg, so lange sie die Augen auf die Ausreißer gerichtet hielten.

Nachdem die Truppen versammelt, endlos gerichtet und die Abteilungen, welche wie es schien nicht recht wußten, wo sie stehen sollten, hin und her geschoben waren, wurde der General empfangen, was bei großer Unruhe der Soldaten geschah.

Bei Gelegenheit dieses Empfanges bemerkten wir in unserer nächsten Nähe, wie ein Kapitän seine Kompanie wiederholt ausrichtete und zwar ohne für uns sichtbaren Zweck. Dies schienen seine Soldaten auch zu fühlen und erzählten sich die muntersten Geschichtchen dabei. Dem Kapitän riß darüber die Geduld und er verwies dieses Gebahren streng einem alten, sehr jovial aussehenden mit blutroter Nase und grauem Barte im Gliede stehenden, verschiedenemal dekorierten Soldaten. Statt daß sich dieser ob einer solchen Rüge schämte, deutete derselbe auf seine Orden und sagte: Er sei in der Krim und in Mexiko gewesen, er wisse besser als der Kapitän, wie er sich hinzustellen habe. Zu unserer größten Verwunderung brummte der Kapitän nur etwas Unverständliches in den Bart, ließ sich aber von dem frechen alten Burschen die Erwiderung gefallen und gab achselzuckend und seufzend die Frontverbesserung seiner Kompanie auf.

Der Parademarsch war — französisch. Darüber läßt sich nichts sagen. Die Infanterie war mit dem Chassepot bewaffnet, während ein in der Parade stehendes Pionierbataillon, Gewehre mit Steinschlössern führte.

Es ist richtig, daß dazumal die Bewaffnung mit dem Chassepot-Gewehre noch nicht ganz durchgeführt war, immerhin ist vom August 1869 bis zum Mai 1870, wo in Paris das ominöse „prêt, archiprêt" ertönte, eine sehr kurze Spanne Zeit. Ob es also nicht von einer eigentümlichen Phase der Vorbereitung zeigte, im Jahre 1869 ein Pionier-Bataillon mit Steinschloß-Gewehren in eine Parade zu stellen, darüber urteile der Leser.

Beim Abmarsche der Truppen stand deren Disziplin auf noch schwankenderen Füßen, als bei ihrem Anmarsche.

Wir Germersheimer Offiziere sahen uns gegenseitig sehr

verwundert an, denn dergleichen zu sehen hätten wir nicht erwartet. Jedoch erinnere ich mich mit Bestimmtheit, daß wir zu einander sagten, wie gut es sein würde, alle deutschen Offiziere bei ähnlichen Paraden zusehen zu lassen, um ihnen die übertriebene Franzosenfurcht zu nehmen.

Seit dem Kriege 1866 waren 3 Jahre verflossen, und wir sahen bereits damals die militärischen Dinge mit ganz anderen, strengeren und kritischeren Augen an, wie vor diesem, obgleich wir keine Ahnung hatten, daß ein Kampf mit Frankreich so nahe bevorstehe.

2. Was man sich unter dem Etappenwesen vorzustellen hat.

Meine Erlebnisse zu Straßburg im Jahre 1869 bestimmten mich, das Jahr darauf um einen Urlaub nach Frankreich zu militärischen Studien nachzusuchen. Straßburg, Metz, Toul, Verdun u. s. w. hatte ich meinen Besuch zugedacht, ich kam jedoch nur bis Heidelberg, der mir von jeher so lieben, prächtig gelegenen Musenstadt am Neckar, wo ich die Kriegserklärung erfahren sollte.

Welches Leben und Treiben herrschte in der trotz der Studenten sonst nicht sehr lebhaften Neckarstadt! Ich teilte natürlich die allgemeine Aufregung und konnte kaum den Abgang des nächsten Zuges erwarten, der mich nach der Heimat zurückbringen sollte. In meinem Leben habe ich noch niemals eine Ankunft so herbeigesehnt als damals. Die buntwechselnden Mitreisenden erörterten natürlich mit der auch von mir aufgewendeten Weisheit und Aufregung die politischen Verhältnisse. Alle waren wir aber darüber einig, eher sterben und verderben zu wollen, als den Franzosen ins Land zu lassen. Trotzdem konnte sich der eine oder andere nicht verwehren, auf die vorzügliche

französische Armee hinzuweisen und seine darauf gebauten Befürchtungen laut werden zu lassen, worauf ich jedesmal mein Straßburger „Erlebnis“ überzeugungsgetreu erzählte, was dann sehr beruhigend wirkte.

Ich war wie von schwerem Alpdruck befreit, als zum letztenmal bei der Einfahrt in den Münchener Bahnhof der schrille Pfiff der Lokomotive ertönte. Es lag in mir das unbestimmte Gefühl, als ob ich in der Hauptstadt eine noch bedeutendere Neuigkeit erfahren müßte. In der Aufregung vergaß ich, daß es zwischen Kriegserklärung und erster Schlacht nicht wohl eine dazwischenliegende größere Neuigkeit geben könne.

Ich gehörte dem 6. bayerischen Infanterie-Regimente an, als abkommandierter Offizier durfte ich aber nicht zu meinem Truppenteil zurück, sondern wurde dem Stabe der K. b. General-Etappen-Inspektion als 2ter Adjutant beigegeben.

Wenigen der nichtmilitärischen Leser mag genügend bekannt sein, was man unter einer General-Etappen-Inspektion und dem Etappenwesen überhaupt zu verstehen hat. Diese Einrichtungen sind jedoch so wichtig bei dem Fortgang eines glücklichen oder auch unglücklich geführten Krieges, daß sie neben der Heeresleitung selbst das größte Interesse in Anspruch zu nehmen verdienen. Wem jedoch dieses Kapitel zu bekannt oder zu langweilig erscheint, der mag ruhig einige Seiten überschlagen.

Ich will für meinen Anteil gerne gestehen, daß auch meine Wenigkeit auf diesem Felde kriegerischer Thätigkeit beim Kriegsanfang nur über sehr unbestimmte Begriffe verfügte. Aber nicht bloß mir ist es so ergangen, sondern auch solchen, welche sich viel intensiver als ich mit den militärischen Wissenschaften befaßt hatten.

Das Etappenwesen ist eine Sparte, deren erste, für moderne Verhältnisse brauchbare Ausbildung sich auf die napoleonischen Kriege zurückführen läßt. In dem Studiengang, den unsere Offiziere zu ihrer höheren Ausbildung einzuhalten pflegten, wurde ihm nur eine ziemlich ungenügende Aufmerksamkeit ge-

schenkt und das Studium mehr auf die rein taktischen und rein strategischen Vorgänge konzentriert.

Bei Kriegsanfang waren die Teile der Maschine zwar vorhanden, der Gebrauch derselben und das endliche Zusammenwirken mit möglichst wenig Reibungen mußte sich erst im Laufe der Zeit herausbilden.

Die im Kriege 1870—71 nach diesen Richtungen gewonnenen Erfahrungen sind äußerst wertvoll und garantieren bei einem Zukunftskrieg, der mit fast verdoppelten Mannschafts-, Pferde- und Material-Zahlen zu rechnen haben wird, zweifellos die richtigen Hergänge.

Wie bekannt, sind im Jahre 1870 die deutschen Heeresmassen in 3 Armeen geteilt gewesen, von denen jede eine General-Etappen-Inspektion besaß, außerdem war der in der 3. Armee eingereihten bayerischen Armee eine eigene General-Etappen-Inspektion beigegeben.

Aus letzter Einrichtung mag ersehen werden, daß die Einheitlichkeit des Gedankens nichts gewonnen hatte. Es zeigte sich dies auch deutlich am Anfange der Bewegungen und erst der Zeit blieb es vorbehalten, auch hierin einen geeigneten modus zu schaffen.

Den General-Etappen-Inspektionen war für jedes Armeekorps eine Etappen-Inspektion unterstellt, zu denen die Etappen-Kommandos ressortierten, welche von der mobilen Armee bis an die Grenzen der Heimat, den Etappen-Anfangsorten, stationiert waren. Diese Organisation stand wieder in Zusammenhang mit den für die einzelnen Armeen und Armeekorps zur Verwendung kommenden Bahnlinien. Wenn ich noch sage, daß die General-Etappen-Inspektionen zunächst ihrer Armee, die Etappen-Inspektionen ihren Armeekorps folgten und daß alle Vorwärts- oder Rückwärtsbewegungen eine Neuaufstellung von Etappen-Kommandos oder ein Einziehen derselben veranlassen mußten, glaube ich den mechanischen Teil genügend dargestellt zu haben.

Diese ganzen Vorgänge setzen ein stetes Einvernehmen mit

den Armee-Kommandos voraus, das aber in vielen Fällen nur mit großen Schwierigkeiten herzustellen war.

Eine in das Feld rückende Armee kann naturgemäß nur soviel Material, Waffen, Pferde und Nahrung für Mensch und Tiere mit sich führen, als es mit Rücksicht auf deren Beweglichkeit möglich ist. Jedes Gramm Gewicht, mit dem der Soldat mehr belastet werden muß, ist eine Gewissensfrage für die Armeeleitung, jeder Wagen mehr, der einem Bataillon oder Regiment zugewiesen wird, vergrößert den Train und damit den Unbeweglichkeitskoëffizienten der Armee.

Vom ersten Tage an beginnt aber bei allem, was zu einer Armee gehört, der Verbrauch auch unter ganz normalmäßigen Verhältnissen. Menschen sterben oder erkranken, Pferde fallen oder werden untauglich, Waffen bedürfen größerer Reparaturen oder müssen durch neue ersetzt werden, der für Mannschaft und Pferde mitgegebene sogenannte eiserne Bestand ist aufgezehrt worden. Im Frieden wird jede Abteilung solche Ergänzungen für sich allein veranlassen, im Kriege aber, wo die Armeen unter Umständen ganz ungenügendes Transportmaterial besitzen oder die Entfernung von der Heimat zu groß wird, ist es vollkommen natürlich, daß die Sache zentralisiert werden muß.

In ungeahnter Weise steigert sich die Frage bei dem Eintritt größerer kriegerischer Aktionen. Dann muß für Nachschub an Mannschaften und Pferden, Armeematerial jeder Art und Gattung, für Spitäler, Pferdedepots, Verpflegung, Aufräumen der Schlachtfelder, für die Armeepolizei, Organisation der Zivilverwaltung, ja für Hunderte von Dingen gesorgt werden, deren Aufzählung hier zu ermüdend wirken würde.

Große Schwierigkeiten bereitet die Organisation des Eisenbahntransportwesens, besonders wenn mehr als eine Armee auf eine Bahnlinie angewiesen ist, oder auch, wie es der Fall war, daß wegen Tunnelsprengungen und Brückenzerstörungen neue Strecken oder Kunstbauten ausgeführt werden müssen.

In einem künftigen Kriege wird mit diesen Faktoren leichter gerechnet werden können, weil die militärische Organisation des

Eisenbahnwesens durch Eisenbahnregimenter und Bataillone, sowie durch die zahlreiche Ausbildung von in der aktiven Armee, Reserve und Landwehr stehenden Telegraphisten in ein sehr verbessertes Stadium getreten ist.

Um alle diese unter sich so verschiedenen Arbeiten sachgemäß zu bewältigen, war den General-Etappen-Inspektionen zwei Adjutanten und eine größere, den Etappen-Inspektionen eine beschränkte Anzahl von Referenten, in Personen von Offizieren des Generalstabs und verschiedener Waffen, Ärzte, Verpflegungs- und Verwaltungsbeamten, Veterinären, höheren Beamten zur Organisation der Zivilverwaltung, Post- und Telegraphenverbindung, Schreiber, Fahrzeuge und Trainsoldaten beigegeben, außerdem waren denselben verschiedene Feld- und Hauptspitäler, Eisenbahn- und Telegraphenabteilung, Feldpost, sowie etwas Kavallerie und Landwehrbataillone zum Schutz der Etappenstraßen unterstellt.

Man ersieht aus dieser Aufzählung, daß der Apparat an Kompliziertheit sicher nichts zu wünschen übrig ließ. Von selbst versteht sich, daß der Drang der Geschäfte ein höchst bedeutender zu nennen und die Arbeitslast deswegen sehr groß war.

Von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist die Person und Aufgabe eines Etappen-Kommandanten.

Man stelle sich nur vor, daß der General-Etappen-Inspektion sehr wenig Hilfsmittel zu Gebote stehen, um den Mann, der mit einem Adjutanten, einem Schreiber, einem Zahlmeisteradspiranten und einigen wenigen Landwehrsoldaten mitten in eine feindliche, widerwillig gesinnte Stadt gesetzt wird, genügend zu unterstützen.

Was er leistet, hat alles aus ihm selbst herauszukommen. Seine Energie muß ihm die Gefügigkeit der Behörden erzwingen. Wenig Hilfe wird ihm in der Auffindung und Klarlegung der für seine Zwecke so nötigen Hilfsmittel werden. Die Unterbringung und Verpflegung der täglich, stündlich durch den Etappenort passierenden Truppen, deren Anzahl in den seltensten Fällen ihm vorher bekannt ist, sowie jene von Gefangenen, Verwundeten, Zivil- und Militärarrestanten, die Anlage von

Spitälern, Erholungsanstalten, Magazinen, die Requisition von Lebensmitteln in toter und lebendiger Façon, von Material jeder Art und Gattung (man ist geneigt, hier mindestens ein Dutzend u. s. w. u. s. w. zu setzen), halten den armen Etappen-Kommandanten in wahrlich nicht beneidenswerter Weise in Atem.

Es gibt keine Stunde bei Tag und bei Nacht, in der er unthätig sein kann, so viele Anforderungen und Anfragen werden stets an ihn gestellt. Ich legte mir wirklich öfter allen Ernstes die Frage vor, ob diese Leute sich das Schlafen wohl gänzlich abgewöhnt hätten. Teilweise müssen sie es sicherlich gethan haben. Dabei hatten sie noch das Schöne, daß sie in den meisten Fällen nicht sicher waren, von irgendeiner unternehmungslustigen Franktireurhorde aufgehoben zu werden.

Was meine eigene dienstliche Stellung betrifft, so wurde mir die Besorgung des äußeren Dienstes übertragen. Ich war deshalb sehr viel zu Pferde, eigentlich unausgesetzt unterwegs zwischen der Armee einer- und der preußischen und bayerischen General-Etappeninspektion anderseits, denn außer den Ordonnanzritten traf mich auch das Quartiermachen. Es war eine sehr anstrengende Thätigkeit, bis wir vor Paris seßhaft wurden. Manchmal war ich 16 bis 18 Stunden im Sattel. Von 5 Pferden, zu welchen ich nach und nach, des Bedürfnisses halber kam, konnte ich einmal keines mehr reiten, da sie alle entweder krank oder zu gebraucht waren, ich mußte mir ein sechstes entleihen. Zu Speise und Trank kam ich infolge dieses vielen Reitens bei Tag und Nacht nur in der allerunregelmäßigsten Weise. Seit dem Jahre 1870 weiß ich auch ganz genau, wo in meinem Körper der Magen, von dessen Existenz ich vorher nie etwas unangenehmes bemerkte, aufgehängt ist.

Ich will jedoch dem Gange meiner Erzählung nicht vorgreifen und wende mich nach diesen Abschweifungen wieder dem Momente zu, als ich im Begriffe war, von München Abschied zu nehmen.

Meine eigenen Angelegenheiten waren bald besorgt. Mit einem, mir heute nicht ganz klaren Leichtsinn trennte ich mich

von den Meinigen und was mir sonst lieb war. Mein kleiner Ordonnanzkoffer, den schon ein Onkel im Jahre 1830 in Griechenland mit hatte, barg die wenigen Habseligkeiten an Uniformsstücken und Wäsche. Eine sonstige Vorsorge für meinen Leib, als da mit Binden, Decken, Verbandzeugen, Gummimantel, Revolver, Säbelschleifen und dergl. hätte geschehen können, traf ich nicht, und so zog ich aus, mit der unausgesprochenen, aber festen Überzeugung, es werde mir nichts passieren. Dieses Gefühl hat mich auch nicht getäuscht, denn mit heiler Haut und ganzen Knochen bin ich wieder heimgekommen, kaum daß ich ein wenig nervös geworden war, was ich aber durch fleißiges Jagdgehen bald wieder angebracht hatte.

Noch leichtsinniger bin ich im Jahre 1866 ins Feld gezogen. Ebenso leicht bepackt, ebenso sicher gesund heimzukommen, nur mit dem Unterschiede, daß ich damals einen 5 Monat alten Hund dabei hatte, für welchen ich dachte, daß die Sommertour sehr fördernd auf das Wachstum wirken würde. Auch dieser ist schließlich gesund mit heimgekehrt, erhielt aber bei Helmstadt einen leichten Streifschuß über den Kopf, was mich mehr als das Tier, dem ich sehr zugethan war, geschmerzt hatte. Als ich ihn seinerzeit wegen Bösartigkeit weggeben mußte, bekam der Hund, interessant geworden durch die Verwundung, eine futterreiche Anstellung auf dem Hofe eines biederen Pfarrherrn. —

Endlich dampften wir über Stuttgart nach Mannheim und Landau.

Stuttgart ist mir im freundlichen Gedächtnis durch die große Menge in liebenswürdigster Weise uns aufgedrungenen Liebeszigarren.

Ich hatte das Rauchen aufgegeben, aber unter den sothanen Verhältnissen inaugurierte ich den Wiederbeginn einer Rauchära, die sich über die ganze Feldzugsdauer erstreckte, durch das Anstecken einer wirklich ganz guten Liebes-Regalia.

In Mannheim sprachen wir viele Leute, die dem Kommenden

nur mit der größten Besorgnis entgegensahen. Dies nahm zu, je mehr wir uns der französischen Grenze näherten, und viele Landauer, die später unter die besten aller Deutschen gehörten, konnten sich banger Vorahnungen, ja der Aussprache fast unumwunden zu Tage tretender Sympathien für Frankreich nicht enthalten.

Der alte Herrgott, der es im Jahre 1870 so gut mit Deutschland meinte, hat den Pessimisten zum Glücke nicht Recht gegeben.

3. Deutsche und französische Stimmungsbilder. Die beiderseitige Bewaffnung.

Das I. bayerische Armeekorps hatte sich bei Speyer, das II. um Landau zusammengezogen.

Schwere Sorge lastete auf den Bewohnern der schönen Pfalz. Massenhaft zogen dieselben nach den ausgedehnten Biwaks sowie nach den von den preußischen und bayerischen Truppen belegten Städten und Ortschaften. Überall standen Gruppen von Landleuten und Soldaten beisammen. Die Besuche der Franzosen waren in diesem Landstrich noch in zu frischer Erinnerung, als daß man eine Wiederholung derselben nicht auf das Äußerste fürchten sollte.

Die in ununterbrochener Folge und in sichtbar vorzüglichster Verfassung ankommenden Truppenmassen erregten jedoch allenthalben Bewunderung und festigten das Vertrauen auf die oberste Heeresleitung.

Der Groll von 1866 war im Begriffe beiderseitig vollständig zu verschwinden und das Gefühl, alle deutschen Stämme Schulter an Schulter zur Abwehr des Erbfeindes bereit zu wissen, diente zur Beruhigung und Befriedigung.

Moltke soll gesagt haben: Wenn die Franzosen nicht bis

20. Juli über den Rhein sind, so werden sie nicht mehr über denselben kommen. Man war im großen Hauptquartier sich längst klar über die Verhältnisse im französischen Lager und kannte die dortselbst herrschende Ratlosigkeit. Kein Wunder also, daß man beschloß die Offensive zu ergreifen, den Krieg auf feindlichen Boden zu tragen und mit gewaltigen Heeresmassen direkt auf das Herz Frankreichs, auf Paris loszugehen. Durch diesen so einfachen Kriegsplan wurde auch der Vorteil erzielt, die strategische Linie des Gegners wuchtig zu teilen. Ein einheitliches Handeln des französischen Norden mit dessen Süden war damit ausgeschlossen. Anders lag es aber in Frankreich.

Trotzdem der hellsehende geniale, in Berlin attachierte französische Oberst Stoffel Bericht auf Bericht nach Paris sandte, in welchen derselbe auf eine für einen Franzosen bewunderungswürdig parteilose Weise die Vorzüge der deutschen, insbesondere der preußischen Armee hervorhob, blieb die große Nation in ihrer maßlosen Unwissenheit und Unterschätzung der deutschen Kriegskunst, was sich nicht bloß in die breiten Schichten des Volkes, sondern auch bis in die höchsten, den Ausschlag gebenden Kreise erstreckte.

Daran ändert auch die Thatsache nichts, daß Napoleon III. in seiner auf der Wilhelmshöhe über das preußische Armeewesen geschriebenen Broschüre vielfach auf das gleiche Resultat wie früher Oberst Stoffel kommt.

An dem französischen Mißerfolg trägt die Presse einen großen Teil der Schuld. Dieselbe veröffentlichte Schilderungen, die für unsere deutschen Ohren wie Wahnsinn klangen. Waren denn die Tausende von Franzosen, welche alljährlich über den Rhein kamen, mit Blindheit geschlagen, daß es möglich war, die albernsten, absurdesten Darstellungen über die deutsche Armee in den gelesensten französischen Zeitungen über das ganze Land zu verbreiten, und daß diese Darstellungen auch unbedingten Glauben fanden. Darin sind „wir Wilde" doch bessere Menschen. Ohne Gnade würde die Volksstimme das Urteil über solche Publikationen sprechen.

Das große Journal „la France“ brachte damals folgende Zeilen, die von einem gewissen F. Salles, Kriegskorrespondent dieses Journales, aus Chalons am 17. Juli 1870 (in der Nacht vom 15. auf 16. erfolgte der deutsche Mobilmachungsbefehl) geschrieben wurden. „Es besteht in Preußen ein Korps der Feld-Gendarmen. Dasselbe ist mit der Feldpolizei und mit der Strafvollstreckung beauftragt, hat aber vor dem Feinde eine ganz spezielle Mission. Hinter den im Kampf begriffenen Truppen aufgestellt, wachen diese Gendarmen, in der einen Hand den Karabiner, in der andern Hand den Säbel, darüber, daß kein Soldat den Kampfplatz verläßt. Derjenige, welcher eine rückgängige Bewegung macht, wird sofort niedergeschossen oder mit Säbelhieben in die Reihen der Kämpfenden zurückgetrieben. Bei der Landwehr ist diese etwas (!) brutale Behandlung fast unerläßlich, denn die Landwehrleute, mehrenteils Familienväter und Feiglinge (!), sind vielfach geneigt, die Gewehre fortzuwerfen, die Beine in die Hand zu nehmen und „auszusprengen“ (dies Wort steht in dem französischen Text), das will sagen, nicht zu desertieren, sondern sich zu drücken. Das Wort „aussprengen“ ist preußisch und läßt sich im französischen nicht wiedergeben. Die preußische Armee ist tüchtig und tapfer, aber glauben Sie mir, diese Automaten werden der „furia francese“ nicht widerstehen. Mit gleichen Waffen werden wir entscheidende Siege über König Wilhelms Soldaten davontragen, von denen mindestens zwei Drittel ungern in den Kampf gehen.

„Ich spreche hier als Augenzeuge, da ich als solcher Gelegenheit hatte, dem Krieg von 1866 beizuwohnen. Dazu kommt noch eine weitere Maßregel, die angewandt wird, um den Nachzüglern und Säumigen Beine zu machen. Dieselbe wurde in Böhmen bei der Armee des Prinzen Friedrich Karl im großartigsten Maßstabe angewandt. Überall, wo die Invasionsarmee ihren Marsch zurückgelegt hatte, fanden sich an den Bäumen Früchte von ganz besonderer Art — heulend und röchelnd. Es waren arme Teufel, die von Strapazen erschöpft, den Gendarmen in die Hände gefallen waren. Diesen Leuten wurde ein Stock

mit laufenden Knoten unter die Arme geschlungen und sie dann zum abschreckenden Beispiel an die Äste gehängt. Röchelnd hingen diese Ärmsten an den Bäumen, wenn nicht, nachdem das Armeekorps die Straße passiert war, die Bauern sie erlösten. Ich fordere die Preußen auf, diese Thatsache zu widerlegen, sie ist authentisch."

Noch unglaublicher, noch toller ist das folgende zweite Beispiel französischer Stilübung, die diesesmal noch dazu einen berühmten Namen, den unlängst verstorbenen Charles Hugo, den Sohn des großen Dichters Victor Hugo (dem der Krieg auch willkommene Veranlassung wurde, sich mehrfach unsterblich zu blamieren), zum Verfasser hat. Diese im „Rappel" abgedruckte Parallele zwischen der deutschen und französischen Armee lautet wörtlich folgendermaßen:

„Als ich vor einigen Jahren in Trier war, sah ich ein preußisches Regiment vorbeidefilieren. Das war etwas seltsam Ungewöhnliches. Wer ein preußisches Regiment marschieren sah, hat eine feudale Horde gesehen. Das sieht lächerlich, wild, beunruhigend aus. Die Pickelhaube macht uns lachen, das martialische Aussehen aber zwingt uns zum Nachdenken. Nichts Fremdartigeres und nichts furchtbar Lächerlicheres als ein so schreckliches, mit einem Blitzableiter versehenes Regiment. Man glaubt auf einem Kriegskonzert zu sein. Der preußische Soldat ist ein als Mars herausgeputzter Hanswurst. Das Regiment defiliert, seht es euch an! Voran schreitet der Stabstrompeter. Es ist dies ein gestikulierender, buntscheckig aufgeputzter, tanzender, schreiender Bursche, der wie wahnsinnig in sein Blechinstrument stößt, das den ganzen Umfang der preußischen Militärmusik ausmacht. Ein mißratener Spaßmacher ist der Stabstrompeter. Hinter ihm kommt die Musik mit ihren Pfeifen, Hörnern, flachen Trommeln, die zwei übereinander gestülpten Schellen gleichen. Nichts Wahnsinnigeres als dies verdammte Orchester! Alles Geräusch, Toben und Getöse stimmt sich wütend zu einer undeutlichen, tief gründlichen Symphonie zusammen, aus der man die musikalische Seele Deutschlands heraushört und die mit

der Wut, die Träumerei und die Melancholie verbindet, man möchte glauben, der Sturmwind spiele ein Stück von Beethoven auf. Nach der Musik marschiert der Oberst heran. Das ist eine rein unmögliche Persönlichkeit. Er trägt eine andere Uniform als die des Regiments, sie ist verbrämt, federgebuscht, vergoldet, gestickt, phantastisch und extravagant. Er ist behelmt, hat Epauletten auf mit großen Kugeln und hebt hoch den gezückten Säbel. Er ist gefolgt von 12 Lakaien in großer Livree und Haiduken, die Turbane aufhaben. Nach seinen Lakaien kommen seine Adjutanten, denn in Preußen haben, wie in Frankreich die Generale, auch die Obersten Adjutanten. Es sind dies junge Leute, aber große Herren. Sie tragen auffällige Kostüme, sie sind hochfahrend und unbärtig. All' das zusammen, der Stabstrompeter, die Musik, der Oberst, die Haiduken, die Adjutanten, spreizt sich, courbettiert, macht Sätze, bläst und schreit den Krieg aus, provoziert, fordert heraus, droht und verblüfft; die schroffe deutsche Disziplin kündigt sich durch ein Capriccio an. Man meint zu träumen, sind das Gaukler oder Krieger?

„Jetzt kommt aber der Hauptmann, ein Veteran, 50 Jahre alt, ein langer grauer Bart bedeckt Mund und Kinn. Er hat den Säbel gezogen, er ist in eine knappe, bis an den Hals geschlossene Uniform eingezwängt, er schaut weder rechts noch links. Immer nur gerade aus, sein Schritt ist der Takt selbst, wie er, die stumme, resignierte drohende Pflicht. Der Oberst ist der Renommist, der Hauptmann ist der Soldat. — Hinter dem Hauptmann rückt die Kompanie in drei Gliedern vor. Jeder Mann bewegt sich wie eine Maschine. Sie sind blaß, erschöpft, durch das Kommando gebrochen, im Gehorsam verknöchert und von der Disziplin wie betäubt. Die Regelmäßigkeit ihres Marsches ist überraschend, kein Arm und Bein, kein Gesichtsprofil tritt aus der Linie. Nach der ersten Kompanie folgt die zweite. Der zweite Hauptmann ist jünger, sieht aber ebenso martialisch aus, hinter jeder Kompanie geht der Leutnant und Unterleutnant, das Auge fest auf die Mannschaft gerichtet, in steter Beobachtung. Wenn ein Knopf an der Gamasche fehlt, setzt es

Hiebe. Kein Wort fällt in den Gliedern, kein Blick wagt sich zu den Fenstern hinauf, keine Bewegung, die nicht richtig ist. Man möchte glauben, das Alles, die Kapitäns, Leutnants und Soldaten, wäre aus Holz geschnitzt.

„Sie tragen nichts von Selbstbewußtsein des menschlichen Wesens zur Schau, eine altteutonische Wildheit hat sich in ihre Brauen eingenistet, sie gehören nicht ihrem Jahrhundert an. Man meint die Kimbern defilieren zu sehen, die Barbarei zieht vorüber. Das ist nicht mehr die Maskerade, das ist die Todeslegion. Diese Armee hat eine Heimat, den Norden, einen Ruhm, Waterloo, einen Helden, Blücher. So sieht das preußische Regiment aus; wie das französische?

„Voran der Tambourmajor, bedeckt mit Stickereien, prächtig, lustig, kokett, stolz auf sich selber, auf seine Uniform. Er hat sieben Fuß, weil aber die hohe Statur allein nicht genügt, hat er noch eine hohe Pelzmütze und mit dem Schwingen seines goldbefranzten Stockes wirbt er um das Lächeln der Frauen in den zweiten Stockwerken. Der Tambourmajor ist die einzige erlaubte Phantasie der Regimenter, nach ihm kommen die Tambours, kleine, behende Burschen, die ihre kupferne Trommel mit erstaunlicher Präzision schlagen. Sie sind reizend, diese kleinen Trommler, wenn sie zur Reveille und zum Angriff schlagen, Kleber kannte sie und Danton hat sie geduzt, sie sind die Stimme des Volkes und der Lärm der Nation.

„Nach ihnen kommt die große französische Militärmusik. Nichts Hinreißenderes und Schöneres als diese. Man glaubt die Stimme des Vaterlandes zu hören. Poesie, Harmonie, Freiheit, Befreiung, Humanität, alle diese erhabenen Noten liegen in der französischen Militärmusik. Sie ergreift den Soldaten bis in die letzten Nervenfasern und wenn sie vorüberzieht, ist es, als ob Frankreich zugleich singe und zuhöre. Das ist die Musik der Freiwilligen, die Musik von 1792. Die große Trommel bedeutet Sambre und Meuse und der klingende Halbmond bedeutet Valmy. Nun defiliert das Regiment, hier der Oberst, dort die Hauptleute, die Leutnants und die Soldaten. Alles ist

fröhlich. Die Offiziere schwingen die Säbel und die Soldaten tragen ihre Gewehre, wie es ihnen beliebt. Alle diese Männer sind passiv und doch verleugnet keiner von ihnen seinen freien Willen. Der französische Soldat hat seinen freien Willen und sein Selbstbewußtsein und ist keine Maschine, sondern menschlich, brüderlich; er hat den Kultus für seine Familie, wie für die Nation, er ist eben der Soldat der großen Armee. Diese Armee hat ein Vaterland, sie ist aufgeklärt und ihr Ruhm ist die Revolution.

„Diese beiden Regimenter haben ein Objekt der Verehrung: die Fahne. Nur bedeutet für den Preußen die Fahne: der König und die Fuchtel; für den Franzosen einzig und allein: das Vaterland. Alle beide sind unerschrocken, der eine in seiner Mannszucht, der andere in seiner freilebigen Disziplin: Der eine düster, mechanisch, eingemauert in seine Uniform, festgenietet an sein Gewehr, gebannt in seine Instruktion, in seine Pickelhaube; der andere frei und hingebend, immer sich selbst angehörend in der Kaserne, wie auf der Straße, wie auf dem Schlachtfeld. Der französische Soldat ist der Freiwillige, der deutsche der Gefangene der Fahne.“ — —

So geht dieser blühende Unsinn noch weiter. Ich beschränke mich aber auf diese Mitteilung, sie charakterisiert zur Genüge die französische Presse und den von ihr ausgehenden verderblichen Einfluß.

Allein nicht nur die Presse, auch die Diplomatie hat ihren gehörigen Anteil an Frankreichs Verblendung.

Legt man doch dem Duc de Cadore nach seiner am 21. Juli von München erfolgten Abreise die Bemerkung in den Mund: „Diese bayerischen Querköpfe (têtes carrés) seien ihm unbegreiflich, man hätte es doch so gut mit ihnen im Sinn gehabt und hätte Bayern vergrößern wollen.“

Es ist kaum denkbar, daß Napoleon den kühnen Wurf gewagt hätte, wenn er richtig über die süddeutschen Verhältnisse berichtet worden wäre.

Der kurzsichtige Diplomat hat sich durch die damals über=

wiegende klerikale Kammermehrheit täuschen lassen und hat zum empfindlichen Schaden seiner Nation unser deutsches Herz vergessen.

Die Bewaffnung machte unsere Stärke nicht aus. Diejenige der Infanterie war sicherlich sehr mangelhaft und stand in keinem Verhältnis zu dem ausgezeichneten, weittragenden Chassepotgewehr.

Die Preußen rückten mit dem schon stark gebrauchten, schweren Zündnadelgewehr aus, von welchem über 400 Meter wenig Gutes zu erwarten war. Wir Bayern führten das auf einen Hinterlader abgeänderte Podewilsgewehr, welches damit die Hauptsumme seiner guten Eigenschaften eingebüßt hatte. Trotzdem damals schon ganz vorzügliche Systeme von Hinterladern mit einheitlicher Metallpatrone existierten, wurde die Papierpatrone beibehalten und dieselbe noch dadurch auf ungewöhnliche Weise kompliziert, daß die Zündkapsel ganz lose in dieselbe gesteckt, die Zündkapselzündung am äußeren Gewehre also beibehalten wurde. Die Waffe war genau genommen nach heutigen Begriffen kaum kriegsbrauchbar. Um so mehr aber muß bewundert werden, was trotz deren mangelhafter Verfassung mit derselben ausgerichtet wurde. Ein altes Soldatensprichwort sagt: Es kommt viel weniger auf die Güte eines Gewehres, als auf denjenigen an, der es an den Kopf nimmt. Und dieses Sprichwort hat sich auch im Feldzug 1870 ehrlich bewahrheitet, denn sonst hätten die preußischen und süddeutschen Infanteristen dem französischen Infanteristen nach den besten Regeln der Kunst unterliegen müssen.

Auch die so geheimnisvoll in die Welt gesetzten französischen Mitrailleusen entsprachen keineswegs den in sie gesetzten Erwartungen. Auf große Entfernungen verwarfen sie die Ladung und auf kleine, auf welchen sie ohne Zweifel mörderisch wirkten, war ihre Bedienung zu sehr gefährdet. Im späteren Verlauf des Feldzugs machten sich unsere Soldaten viel weniger daraus als aus dem so weit seine Opfer findenden Gewehrfeuer. Darin lag ein großer Nachteil für die deutschen Truppen, da

wir uns immer schon längst in wirksamer Schußweite des Chassepot befanden, bis wir endlich von unseren Gewehren Gebrauch machen konnten. Das kostete uns schwere Verluste.

Daß Frankreich seine Spahis, Turkos und die übrigen Afrikaner (Menschenaffengesindel heißt sie Scherr) mit auf den Kriegsschauplatz brachte, dazu hatte es ein unbezweifelbares Recht, denn wer würde es Rußland verdenken, von seinen Kosaken und Baschkiren, England von seiner indischen Armee, Österreich von seinen Bochesen und Sereschanern u. s. w. kriegerischen Gebrauch zu machen. Das Unmoralische lag aber darin, daß man die unverhohlen ausgesprochene Absicht hatte, dieses afrikanische Gesindel in seiner ganzen Wildheit in dem zu erobernden Deutschland hausen zu lassen.

Alle diese vorangeführten Dinge wußte und kannte man mit mehr oder weniger Deutlichkeit in Deutschland. Sie gaben aber keinen Grund zu Furcht oder Zweifel, tiefernst trat die Armee ihrer Aufgabe entgegen, felsenfest war das Vertrauen auf die Heerführung und hoch schlugen alle Herzen, als in der Nacht vom 3. auf 4. August der Marschbefehl zur Überschreitung der deutschen Grenze eintraf.

Die 3. Armee unter dem Kronprinzen rückte in 4 Hauptkolonnen vor. Rechter Flügel des II. bayerischen Armeekorps unter General Hartmann. Die Avantgarte desselben bildete die Division Bothmer, die auf Weißenburg zumarschierte. Der Rest des II. Korps folgte über Bergzabern, um bei Otterbach Stellung zu nehmen.

Die 2. Kolonne bildete das V. preußische Armeekorps, das seine Avantgarde unterhalb Weißenburg über die Lauter senden sollte. Das Korps selbst marschierte über Nieder-Otterbach auf Kapsweiher und Großsteinfeld.

Das XI. norddeutsche Armeekorps als 3. Kolonne hatte die Lauterlinie durch den Bienwald zu erreichen.

General Werder mit der badischen und württembergischen Division bildete die 4. Kolonne und sollte Lauterburg nehmen.

Das I. bayerische Armeekorps stand bei Langenkandel in Reserve.

Der Vormarsch war so geplant, daß eine Frontbreite von fast 4 deutschen Meilen längs der französischen Grenze einzunehmen gewesen wäre.

4. Der Tag von Weissenburg.

Am 4. August, morgens 4 Uhr, brachen die Truppen aus ihren Biwaks auf. Der Tag schien sich nicht gut anlassen zu wollen, denn es nebelte und regnete. Wohlgemut zogen sie ihre Straße, man konnte keine übermütige Freudigkeit, wohl aber etwas wie eine nervöse Hast, vorwärts zu kommen, bemerken, als wenn es sich darum handelte, ob Franzosen, ob Deutsche zuerst die gegenseitigen Grenzen überschreiten sollten.

An den mit Obstbäumen besetzten Straßen stehen in langen Reihen und mit ängstlichen Gesichtern die Landbewohner. Alle Arbeit scheint zu ruhen. Man sucht nach Kräften mit dargereichtem Wein, Wasser, Speck oder Brod die vorüberziehenden Soldaten zu laben. Scherzworte fliegen hinüber und herüber und steht ein besonders hübsches oder dralles Mädchen bei den Zuschauern, so ist jedesmal durch das Umwenden und Nachblicken der Soldaten eine kleine Marschstockung zu konstatieren. Da aber die Pfalz viele hübsche Mädchen hat, so gab es naturgemäß viele derartige kleine Marschstockungen, die durch nachfolgendes Schnellergehen wieder ausgeglichen werden mußten.

Es ist eine der Eigentümlichkeiten der Pfalz, viele sehr große und einige abnorm lange Dörfer zu haben. Von Langenkandel aus, das seinen Namen mit Recht verdient, wird die Gegend schöner. Langgestreckte blaue Höhenzüge werden in der Richtung der französischen Grenze sichtbar. Das sind die Hoch-

waldberge, an die sich jene des Mundat-Waldes reihen, an deren Fuß die erst später sichtbar werdende Stadt Weißenburg liegt.

Obstbaumalleen führen in das Thal. Jenseits desselben erhebt sich ein mäßig hoher, regelmäßig ansteigender Höhenrücken mit drei einsam stehenden, vom Winde arg mitgenommenen Pappeln, der Geißberg, von dessen Höhe ein sturmfreies, starkes Schloß in das Thal herunterschaut.

Es mag morgens 8¼ Uhr gewesen sein, als man die ersten Schüsse hörte. Wie mag deren Schall den Männern, die ausgezogen waren, den Übermut des Erbfeindes zu bekämpfen, an Ohr und Herz geschlagen haben? Sofort stockte das Gespräch und der Scherz in den Kolonnen, lautlos zogen diese dahin, jeder mit dem großen Augenblick und seiner eigenen Person beschäftigt. Aber immer länger werden die Schritte und es kommt zu einem Vorwärtsdrängen, das ohne den Eingriff der Offiziere in ein Vorwärtslaufen übergegangen sein würde. Aber nicht lange dauert diese Phase der inneren Bewegung an. In einem der weiter rückwärts marschierenden bayerischen Bataillone ertönt zuerst leise und schüchtern, aber dann immer mächtiger und mächtiger das so innig empfundene Soldatenlied

Heute noch auf stolzen Rossen,
Morgen durch die Brust geschossen —

und sein Schall pflanzt sich fort, andere Abteilungen fallen ein und damit ist der Bann gebrochen. Das volle Interesse der Führer und Mannschaften wendet sich der Situation zu, alles brennt, die Rothosen von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Die Avantgarde der Division Bothmer war zuerst an die Franzosen geraten. Drei Bataillone eröffnen in der Richtung von Schweigen her, in dessen Nähe auch der Kronprinz und sein Stab Aufstellung nahm, das Feuer auf die besetzten Wälle Weißenburgs, dessen feste Thore, Wall und Gräben eine starke Verteidigung gestatteten.

Aus den Weinbergen nächst der Stadt stieg ebenfalls Rauch auf, da und dort stürzte ein Mann. Da erhielt das mit Werder-

Gewehren bewaffnete 10. bayerische Jäger-Bataillon den Befehl, die Weinberge zu säubern, welche stark von Turkos besetzt waren.

Unsere Leute zeigten eine offenbare Freude, mit den schwarzen Teufeln anzubinden und drangen so heftig gegen dieselben vor, daß sie gar bald in das wildeste Handgemenge gerieten.

Der Anblick dieser Kampfstätte einen Tag nach der Schlacht war furchtbar. Einzeln und in Gruppen zu zwei bis vieren, lagen Bayern und Turkos wild durcheinander. Viele der letzteren zeigten klaffende Kopfwunden und vom Kolbenschlage zerschmetterte Schädel, während die ersteren häufig noch den Jatagan der Afrikaner in der Todeswunde stecken hatten. Dieselben hatten in den Elsässer Weinbergen ihre heimatliche Kampfweise zur Anwendung gebracht. Gut gedeckt hinter den Weinstöcken, Gräben oder kleinen Mauern, warteten sie das Herannahen ihres Gegners ab, um sich dann wie die Löwen auf sie zu stürzen. Das kannten aber unsere braven Jäger, denn so mancher von ihnen hatte dem Raufsporte bereits ausgiebig gehuldigt. Waren die Turkos zwar behend wie die Katzen und zeigten die Wildheit eines Raubtieres, so waren ihnen die Bayern meist an physischer Kraft und Ruhe überlegen. Wo dieser Fall eintrat, wurden die Turkos wie wütende Hunde erschlagen. Einige der Gruppen zeigten die Gegner noch in der Todesstarre in wilder Verschlingung. Ein Turko hatte sich derart mit den Zähnen in die Schulter seines Gegners verbissen, daß er nur mit Mühe von demselben los gemacht werden konnte. Der Bayer hatte einen Dolchstich ins Herz, der Turko einen Schuß durch den Kopf.

Nach dieser Abschweifung kehren wir wieder zu dem Kampfe um Weißenburg zurück.

Der Versuch einer Abteilung des 10. Jäger-Bataillons, mittelst Sturm in die Stadt einzudringen, wurde abgeschlagen.

Nun griffen einige bayerische Batterien ein, beschossen die von Weißenburg sichtbaren Teile der Umwallung, das Thor und die Stadt, welche bald an einigen Stellen brannte. Die verfügbaren Kräfte waren aber zu schwach, um gegen die Franzosen,

welche das starke Weißenburg und den Bahnhof, der zur Verteidigung eingerichtet war, mit dem algerischen Tirailleur-Regiment und einer südöstlich davon aufgefahrenen Batterie besetzt hielten, vorzugehen.

Eine feindliche Brigade hielt Schloß Geißberg besetzt, desgleichen waren dort zwei Batterien aufgefahren.

Weitere zwei französische Bataillone sah man auf den Höhen in nordwestlicher Richtung vorgehen, gegen welche ein Bataillon der Brigade Maillinger Stellung nahm. Außerdem wurden 1½ Bataillone der bayerischen 7. Infanterie-Brigade nach Dörrenbach und gegen den Guttenberg beordert. Der Rest dieser Brigade rückte nach Rechtenbach vor.

Der bayerischen Infanterie gelang es nun, sich näher an die französische Artillerie heranzuschießen. Da erschien auf den Höhen südlich der Stadt eine neue französische Batterie.

Graf Bothmer wartete unter solchen Umständen das Eintreffen des V. preußischen Korps ab. Um 10½ Uhr griff bereits die Artillerie desselben in das Gefecht ein.

Nun war der Moment gekommen, energisch auf die Fronte der gegnerischen Stellung loszugehen.

Generalmajor von Maillinger brach mit seinem Bataillon östlich Schweigen vor, diesem schloß sich das 2. Bataillon des 9. Infanterie-Regiments, das auf Vorposten gestanden war, an, weiter rückwärts folgte das 6. Jäger-Bataillon. Außerdem avancierten zwei Batterien um ungefähr 800 Schritte. Konzentrisch richtete die bayerische Infanterie ihren Angriff gegen das Landauer Thor, zweimal gelangten Kompanien des 5. Infanterie-Regiments bis an die Contre-Escarpe, aber diese Versuche scheiterten an den aufgezogenen Zugbrücken, den verbarrikadierten Eingängen und dem heftigen Feuer der Verteidiger.

Nun konnte man jedoch bereits bei Altenstadt die Entwicklung des V. Korps bemerken, von welchem einige Bataillone gegen den Bahnhof und die Vorstadt vorgingen. Diese Abteilungen führten ein höchst verlustreiches langes Gefecht, da sie

Feuer aus der alten Umwallung, außerdem aber auch in Flanke und Rücken empfingen.

Mittlerweile waren auch starke Kräfte des V. und XI. preußischen Korps auf die Stellung am Geißberg vorgegangen. Weitere fünf preußische Batterien eröffneten gegen 11 Uhr ihr Feuer auf Weißenburg und die Höhen.

Der preußische Generalleutnant von Kirchbach ritt mit seinem Stabe dicht bis an Weißenburg heran, um sich von der dortigen Gefechtslage zu überzeugen, und gab den Bayern damit die volle Gewißheit thatkräftigster Unterstützung.

In Verbindung mit einigen preußischen Jäger-Kompanien führte das 1. Bataillon des Regiments Nr. 58 einen Angriff in der Richtung auf den Bahnhof und die verbarrikadierten Häuser der Vorstadt aus. Als das Bataillon sich am Bahnhof sammelte, hatte es 12 Offiziere und 165 Mann verloren.

Solche Zahlen sprechen.

Gleichzeitig mit diesem Angriffe rückten auch die Bayern erneut gegen die Stadt vor.

Ein preußisches und zwei bayerische Geschütze protzten unmittelbar am Grabenrande ab, schossen die Thorpfeiler in Trümmer und hielten die nächste Umgebung unter Feuer. Soldaten des 10. Jäger-Bataillons und 3. Bataillons des 11. Infanterie-Regiments brachten die Zugbrücke mit Axthieben zum Fallen; beide Bataillone ergossen sich in die Stadt, Abteilungen des 5. und 14. Regiments folgten denselben. In den Straßen entspann sich ein kurz andauernder, aber mörderisch geführter Kampf. Fünfhundert Mann des französichen Regiments 74 streckten die Waffen. Die bayerischen Truppen, sowie 2 Bataillone des preußischen Regiments Nr. 47 übernahmen den Wallschutz.

Weißenburg war nunmehr in unsern Händen, aber der schwierigere Teil der Aufgabe wartete noch seiner Lösung.

Doch schon fiel auch das feste Schloß Geißberg nach heldenmütiger Verteidigung durch die Franzosen in die Hände der mit ungeheurer Bravour stürmenden Preußen.

Berge von Leichen bezeichneten die Stätten, an denen der Kampf tobte. Weite Risse und Löcher klafften in dem Bauwerke, hervorgebracht durch die Granatschüsse. Die Gewehrschüsse saßen wie Blatternnarben im Gemäuer.

Die Franzosen waren, nachdem um 1½ Uhr ihre letzte Position, der Pachthof Schafbusch gefallen war, in südwestlicher Richtung, verfolgt von der preußischen Divisions-Kavallerie abgezogen.

Schade, daß die 3 berühmten Weißenburger-Pappeln, auf denen damals tausende von deutschen Augen verlangend geruht haben, heute nicht mehr stehen. Das Schlachtfeld von Weißenburg ist um ein Wahrzeichen ärmer.

Was thut dies aber. Im Herzen der deutschen Nation steht dieser erste Sieg über die französischen Waffen mit unlöschbaren Lettern eingeschrieben.

Gab es noch etwas, was sich zwischen die Ereignisse von 1866 und 1870 eindringen wollte, so war demselben damit gründlich der Garaus gemacht worden.

5. Ueber den Mut in der Schlacht.

Jede Schlacht ist merkwürdig; eine erste Schlacht ist jedoch nicht bloß als politisches Ereignis, sondern auch aus verschiedenen anderen Gründen für den einzelnen Teilnehmer von weittragendster Bedeutung.

Keine bessere Probe auf Ehre, Pflichtgefühl und militärische Erziehung als sie.

Es ist eine bekannte Sache, daß der junge Soldat, so er etwas taugt, sich entweder in der ersten Schlacht am schneidigsten oder, wenn dies nicht der Fall ist, am furchtsamsten zeigt. Er wird im ersten Falle später gewiß nicht feig oder mutlos, jedoch vorsichtiger werden. Im Grunde ist das ganz gut, denn eine

planlose Tollkühnheit führt selten zu einem guten Ende. Der Offizier und Soldat muß unterscheiden lernen, wann er ohne alle Rücksicht sein Leben, seine Existenz zum Opfer zu bringen hat, denn der Gelegenheiten sind gar viele, in welchen er sich besser erhält, als preisgibt.

Wer in einer Schlacht von dem Glück begünstigt ist, vorwärts gehen zu können und wär's auch gegen den heftigsten Kugelregen, der ist gut daran.

Sein Gedanke gilt nur der ihm gesetzten Aufgabe, er hat die Furcht vor einem allenfallsigen gräßlichen Schicksal soweit bezwungen und niedergekämpft, daß er der Todesgefahr entgegenzugehen wagt. Was um ihn sinkt und fällt, beachtet er wenig, sein Blick, seine Aufmerksamkeit ist auf den Führer, ist vorwärts gerichtet.

Anders gestalten sich die Eindrücke, wenn es nötig wird, längere Zeit in einer Position auszuhalten. Dann gibt es rechts und links klagende, weinende, ja oft aus Schmerz heulende Verwundete. Andere winden sich im gräßlichen Todeskampfe oder enden in den grauenhaftesten Stellungen und Verrenkungen.

Das ist eine Lage, welche starke Anforderungen an die Nerven und das Pflichtgefühl stellt. Sie ist aber sehr häufig und ebenso oft auch glänzend überwunden worden.

Die größte Anforderung an den Mut und die Disziplin wird aber dann gestellt, wenn es nötig wird einigemale auf demselben Platze zum Angriff zu schreiten, wenn der deprimierende Eindruck eines Rückzugs, und so dies auch ein kurzer war, voranging.

Wir sahen diesen Fall sowohl bei der Erstürmung von Weißenburg als auch des Schlosses Geißberg eintreten.

Nach und nach bedeckt sich der Boden, über den erneut der Kampf hinwegflutet, mit immer zahlreicheren Verwundeten, Sterbenden und Toten, in welche, was besonders für die ersteren das Gräßlichste ist, immer erneut der Hagel von Geschossen saust und seine Opfer fordert. Der Lärm des Kampfes, das Pfeifen

der Kugeln, der Donner der Kanonen, das Geknatter der Gewehre und das Winseln, Klagen, Heulen und Schreien der Verwundeten erzeugt einen Gesamtton, der wohl geeignet erscheint, das Blut zu Eis erstarren zu lassen.

Weit entfernt, daß man dafür keine Augen, Ohren und Gefühl hätte. Man weiß, jeder kennt dies alles und die eminente Todesgefahr, die sich in solchen Minuten vereinigt, aber man thut seine Pflicht, geht unbeirrt von all dem Grauenhaften dennoch vorwärts und das heißt Mut.

Es gibt Männer, denen dabei die Zähne klappern und welchen sich die Haare sträuben, deren Wille aber stärker ist als der schwache, sich vor Vernichtung scheuende Körper und die dabei die tapfersten Thaten vollbringen. Andere aber haben sich so in der Gewalt, daß sie mit einem Lächeln auf den Lippen dem Schrecklichsten entgegentreten. Ich wage nicht zu unterscheiden, welcher von zwei solchen Männern mehr Mut besitzt. Der beste Mut ist jener der Treue und der Überzeugung, nicht der Mameluken-Mut, der an Bestialität grenzt, und dieser echte Mut ist, Gott sei Dank, in der deutschen Armee reichlich vorhanden. Nicht nur im Vorwärtsgehen muß er die Feuerprobe bestehen, er muß auch vorhanden bleiben, falls es einmal Rückschläge geben sollte.

Die Franzosen zeigen unbestritten einen großen élan im Angriff, gehen aber ungern daran, solchen zweimal und noch öfter zu wiederholen. Bei Weißenburg schlugen sie sich vorzüglich und besonders die Verteidigung des Schlosses am Geißberg geschah mit großer Hartnäckigkeit. Sie waren von jeher Meister in der Anlage von Befestigungen. Die Art und Weise aber der Verteidigung derselben läßt oft zu wünschen übrig. Dafür gab es im Feldzuge 1870 zahlreiche Beispiele.

6. Weissenburg und seine Umgebung nach der Schlacht.

Ein großer Jubel entstand bei nord= und süddeutschen Soldaten, als nach dem Gefechte der Kronprinz die Truppen in ihren Stellungen und Biwaks besuchte.

Er hatte in seiner imponierenden Erscheinung und durch sein kordiales Wesen so recht das Zeug, die Soldatenherzen im Fluge zu gewinnen.

Geradezu merkwürdig ist zu sehen, wie schnell nach einem Gefechte oder Schlacht die grauenvollen Erlebnisse der vorhergehenden Stunden vor den Anforderungen des Augenblicks zurücktreten. Die Geschichte vom heiligen Florian, der ersucht wird, „mein Haus zu schonen und andere anzuzünden", hat unendlich viel natürliche Wahrheit in sich. Kaum in ihren Biwaks eingerückt, zündeten die Soldaten alsbald Feuer an, (mit dem Brennmaterial wurde es so genau nicht genommen) und nicht lange, dann sott und briet es in allen möglichen Kochrequisiten. Mitten darunter lagen zwar die Toten, das that aber der Fröhlichkeit der Lebendigen keinen Eintrag. Überall ertönte fröhlicher Gesang, ja selbst ganze Maskenscherze wurden mittelst der erbeuteten französischen Uniformen in Szene gesetzt, wobei sich hauptsächlich jene der Turkos besonderer Bevorzugung erfreuten. Gutmütig wie unsere Soldaten nun einmal sind, teilten sie freigebig ihre wenigen Lebensmittel mit den gefangenen Franzosen, die am Abend des Schlachttages noch nicht alle gesammelt waren und es war keine Seltenheit, Gruppen zu sehen, die mit ihren Besiegern aus einem Topfe oder Schüssel speisten. Dabei ging der Redefluß, als ob sie sich gegenseitig ausgezeichnet verständen.

Weißenburg trug auch in den nächsten Tagen noch viele Spuren des kaum vertobten Kampfes. Leichen von Menschen und Pferden liegen neben der Straße, in den Weinbergen, kurz

überall, auf allen Anmarschlinien und Kampffronten. Nächst dem gesprengten Thore der Festung sind ein Dutzend tote Turkos und Zuaven zusammengetragen worden, dunkelhäutige Söhne Afrikas. Es soll ihnen nicht genommen werden, daß sie sich besonders bei Weißenburg und Wörth gut geschlagen haben, gegenüber der zähen teutonischen Tapferkeit aber konnten sie nicht Stand halten und es trat in ihren Reihen gar bald eine große Kopflosigkeit zu Tage, die sie in großen Massen entweder der Kugel oder der Gefangenschaft auslieferte.

Vielen von diesen Kindern einer heißen Zone war es beschieden, auf deutscher Erde verbluten zu müssen. So grotesk uns ihre Gestalten während ihres Lebens erschienen, so scheußlich sahen deren tote Leiber aus.

Eine Leiche ist an und für sich sehr unschön, einen toten Afrikaner mit den vom Schmerze verzerrten Gesichtszügen halte ich für das Abschreckendste in diesem Genre.

In den meisten Häusern der Stadt lagen Verwundete und die Ärzte hatten keine freie Minute. Auch der Bahnhof war vollständig mit Verletzten aller Art überfüllt. Bunt durcheinander lagen Deutsche, Franzosen, Afrikaner, in allen möglichen Uniformen und von allen Graden.

In einem der Wartsäle waren auf einer Seite 4—5 bayerische Offiziere auf Stroh gebettet, während an der andern Wandseite französische Soldaten und Unteroffiziere, darunter ein junger hübscher, ganz schwarzer Turko-Unteroffizier lagen.

Nachdem ich mich mit den Offizieren, von denen einige sehr schwer verwundet waren, unterhalten und Aufträge zu besorgen versprochen hatte, bot ich den Herrn aus meinem wohlgefüllten Zigarrenetuis Liebesglimmstengel Stuttgarter Herkunft an, die gerne acceptiert wurden. Dabei bemerkte ich, daß ein paar der Franzosen sehnsüchtige Blicke auf meinen Vorrat warfen, was mich veranlaßte auch diesen ein mit größtem Danke angenommenes Zigarrengeschenk zu machen.

Der kleine schwarze Turko schaute mich dabei eigentümlich fragend an, was ich dahin deutete, daß auch er ein stilles Tabak-

verlangen trüge. Ich reichte ihm deshalb mit freundlichem Gesichte zwei der dicken Regalias.

Nun durfte ich erwarten, daß er sich wenigstens durch ein echt afrikanisches Grinsen freundlich bedankt hätte. Was kommt aber? Der schwarze Bursche erhebt sich, soweit es ihm bei der schweren Unterleibsverwundung möglich ist, brüllt, jedenfalls im reinsten Arabisch, einige sicher sehr verbindlich sein sollende Worte und — wirft mir meine so gut gemeinten Cigarren mit einem Blick, der deutlich den Kummer über den Mangel irgend eines schneidenden oder stechenden Werkzeuges enthielt, an den Kopf. Darauf wendete er sich apathisch der Wand zu.

Ich muß gestehen, daß ich über diese Art von afrikanischer Dankesbezeugung sehr frappiert war. Als ich aber der schweren Verwundung des Schwarzen gedachte und mir vorstellte, was in der Seele des Gefangenen vorgehen mochte, so bekam das Mitleid über die gerechte Entrüstung die Überhand und ich verzieh ihm gerne den wilden Ausbruch seiner Gefühle. Jedenfalls war eine solche Zurückweisung einer Gabe aus Feindeshand ritterlicher, als das Gebaren vieler seiner französischen Armeegenossen, die sich des Bettelns beim Feinde nicht schämten.

Erst später erfuhr ich durch gefangene Turkos und Zuaven, daß man den Afrikanern mit Vorbedacht den Glauben beigebracht hatte, die Verwundeten würden alle von den Deutschen umgebracht.

Wahrscheinlich wird der Turko ähnliches geglaubt und die Cigarrengabe als blutigen Hohn empfunden haben. Wer weiß, ob ihm der sicher erwartete Todesstreich in seinen damaligen Verhältnissen nicht erwünscht gekommen sein würde?

Im Parterreraum des Rathauses war erbeutetes Offiziersgepäck zusammengetragen worden. Die Koffer sind jedoch geöffnet und deren Inhalt wild durcheinandergestreut. Augenscheinlich war schon von verschiedenen unberufenen Händen eine Auslese veranstaltet, immerhin bedeckte noch eine große Menge

wertvoller Wäsche und Uniformsgegenstände in großen Haufen den Estrich. Zwischendurch sah man viele verstreute, in den Boden getretene Photographien von Damen und Herrn.

Zu schwermütigen Reflexionen hat ein Soldat im Kriege keine Zeit, was auch seine guten Seiten hat, und ich verließ deshalb rasch diese Stätte der Zerstörung.

Als ich später wieder am Rathaus vorüberkam, sah ich einige alte Weiber, unbehindert von den ab und zugehenden Soldaten, große Säcke mit den Sachen füllen.

Meine Pferde, darunter einen schönen starken Schimmel-Wallach aus der Beute, hatte ich in einem sehr anständig aussehenden Stall untergebracht. Spät Abends, als ich nochmals nach ihnen sah, bemerkte ich in der Nähe des Stalles einen Franzosen, der mir Zeichen machte, die ich dahin deutete, daß er mir eine geheime Mitteilung machen wolle. Ich begab mich also zu ihm hin. Da teilte er mir ganz leise mit, daß in meinem Stalle bis vor 2 Tagen einige rotzkranke Pferde gestanden hätten.

Hätte mich ein gelinder Blitz aus heiterem Himmel getroffen, würde ich sicher keinen größeren Schrecken empfunden haben.

Hier an der Schwelle Frankreichs, bei Beginn des Krieges meine schwer errungenen Pferde in einem Stalle, dessen Ansteckungsfähigkeit nach allem, was ich von der Rotzkrankheit wußte, außer allem Zweifel war, das war eine böse Überraschung.

Am Anfang eines Feldzuges fehlt noch die nötige Gewandtheit zur Besiegung solcher und ähnlicher Verhältnisse, mit einem Worte, ich hielt mich für unglücklich und andern Menschen und Pferden sehr gefährlich.

Das erste war, daß ich fortstürzte und einen neuen Stall, den ich glücklicherweise bald fand, aufsuchte. Dann ließ ich die Pferde aus dem Stall in einen entlegenen Hof führen, wo sie in gröblichster Weise mit warmem Wasser, Seife und Bürste bearbeitet wurden. Da ich niemand ins Vertrauen ziehen mochte

und für morgen schon Marschordre da war, unterzog ich mich mit meinem Burschen der ungewohnten Arbeit.

Auch Mundwasser mit obligatem Ab- und Ausbürsten der Zähne und Nasen blieb den armen Tieren nicht erspart. Zum Glück war das Sattelzeug in der Schlafkammer des Burschen untergebracht gewesen und so mit dem Ansteckungsherd nicht in Berührung gekommen.

Die Halftern konnte ich durch neue ersetzen. Mein Bursche hatte den allerstrengsten Auftrag, bei allen Märschen weit von andern Pferden wegzubleiben. Es ließ sich dies und separate Bequartierung leicht durchführen, da ich täglich zum Quartiermachen vorausritt.

Ob mich der Weißenburger Franzose nur in Schrecken setzen wollte, oder ob meine Gewaltwäsche die Ansteckungsgefahr beseitigte, weiß ich nicht zu sagen. Sicher ist nur, daß keines der Pferde erkrankte.

Die Anstrengungen der Pferdewäsche und der vorangehende anstrengende Dienst hatten mich todmüde gemacht. Ich fiel auf mein Bett, um gleich darauf der Welt für einige Stunden vollständig entrückt zu sein.

Während ich traumlos daliege, stürzte mein Bursche in das Zimmer mit dem Rufe: „Herr Adjutant, es brennt!“ — „Laß es brennen,“ war meine Antwort, und dabei wendete ich mich wieder auf meine Schlafseite. — „Ja, aber Herr Adjutant, es brennt bei uns im Hause!“

Trotz dieser immerhin nicht ganz angenehmen, aber interessanten Mitteilung erzielte Michel ganz und gar keinen Erfolg bei meinen gegenwärtigen Schlafumständen.

„Herr Adjutant, es brennt im Hinterhause!“ rief Michel noch lauter und dringender.

Aber damit kam er ganz an den Unrechten.

Ich empfahl ihm angelegentlich sich zu allen Teufeln zu scheren und mich erst vollständig zu wecken, wenn es im Vorderhaus anfange zu brennen.

Damit war die Unterredung beendigt. Ich schlief ruhig

weiter und mein braver Michel beobachtete während dessen sicher sehr genau den Fortgang des Brandes, um seinen todmüden Herrn nicht vorzeitig krematisieren zu lassen.

Als ich des andern Morgens zu immerhin früher Stunde neugestärkt mein Lager verließ, war ich sehr überrascht, im Hofe die Trümmer des so ziemlich herabgebrannten Hinterhauses zu erblicken.

Weder der Tumult der Löschenden noch das Stürzen der Balken hatten mich im Schlafe gestört.

Nur einmal noch in meinem ganzen Leben erinnere ich mich eben so fest geschlafen zu haben. Das war als junger Leutnant in Frankfurt a. M., woselbst ich damals fünf Nächte durch tanzte, des Tags über Dienst machte und sehr wenig ruhte, weil ich eigentlich gar zu viel mit allen möglichen sonstigen, angenehmen Dingen zu thun hatte. Am sechsten Abend entschlief ich sanft in einer Tanzpause am Busen einer darob sehr verwunderten schönen jungen Dame. Alles entsetzte sich natürlich über meine „plötzliche Erkrankung" und ich danke es nur dem Eingreifen lieber Kameraden, die den anstrengenden Wandel der letzten Tage kannten, daß man mich ruhig 24 Stunden ausschlafen ließ, worauf ich wieder vollständig genesen in die Welt zurückkehrte. —

Ich habe das Weißenburger Schlaferlebnis erzählt, um den Beweis zu führen, wie schnell der Mensch im Kriege durch die Unzahl der rasch wechselnden Ereignisse abgestumpft wird. Meine feste Überzeugung ist, daß vor und nach dem Kriege, d. h. bei normalmäßiger Empfänglichkeit für außergewöhnliche Dinge, ich ohne Zweifel schleunigst das Bett verlassen und mich wenigstens nach dem Verhältnis der Gefahr umgesehen hätte. Die paar Kriegstage aber, die ich damals durchlebt hatte, genügten bereits, mich für solche Dinge abzustumpfen. Daraus läßt sich manches erklären, was man selbst thut oder andere thun sieht, im Frieden aber schwer begreiflich finden würde.

7. Der treue Bursche „Michel“.

Mein Bursche Michel, von dem vorher die Rede war, ist ein ganz vorzüglicher Mensch gewesen. Ein Oberpfälzer von Geburt, zeigte er alle charakteristischen Eigenschaften dieses Volksstammes. Er blieb mir zugeteilt, ohne daß Rücksicht darauf genommen wurde, daß ich als Berittener einen Mann nötig hätte, welcher reiten oder wenigstens mit Pferden umgehen konnte.

Nichts von alldem war meinem braven Michel bekannt, er war Infanterist durch und durch. Meines Entsetzens erinnere ich mich noch wohl, als ich ihn in den ersten Tagen in München zum Abholen eines Pferdes schickte und er mit demselben ankam, als ob er ein Königshündchen am Schnürchen hätte. In einer langen, oberpfälzisch gesetzten Rede mußte ich ihm klar machen, zu was ich ihn eigentlich brauchen wolle. Er begriff und zeigte in der Folge einen unermüdlichen Eifer, besonders in der Erlernung der edlen Reitkunst.

Jeder Gedanke, den er zu fassen suchte, sandte seine Strahlen wie ein aufziehendes Gestirn weit voraus. Man kann sagen, sein Gesicht erwachte zusehends bei werdender Gedankenreife.

So kam er einige Tage vor dem Abgang in's Feld zu mir und sagte trübsinnig, natürlich in seinem Dialekt, den ich weglassen will: „Herr Adjutant, das Reiten lern ich so nicht.“

„Was meinst Du denn mit dem „so nicht“. Zu Fuß lernt der Mensch überhaupt nicht Reiten,“ entgegnete ich ihm.

„Ja, Herr Adjutant, ich mein, bloß vom Reden lern ich das Reiten nicht.“

„Gewiß.“ sagte ich, „das ist auch meine Ansicht, warte es ab, bis wir überhaupt auf die Pferde kommen.“

„Herr Adjutant, ich mein, Sie sollten mich schlagen.“

Jetzt war mir klar, was der biedere Michel eigentlich wollte. Er kannte seine Natur und wußte, daß Reden allein nicht viel helfen würde. Die Erfahrungen hatte er wahrscheinlich in der

Schule und während der übrigen Erziehungsversuche, die mit ihm angestellt worden waren, bereits gemacht.

Gerührt durch so viel Pflichteifer versprach ich ihm, redlich das Meinige zu thun. Wirklich schnitt ich auch während der ersten Tage, die wir allein zusammenritten, eine dünne Rute und bezeichnete jedesmal mit einem leichten Schlag die Körperteile, welche nach meiner Ansicht beim Reiten anders, als Michel es vorhatte, zu gebrauchen waren. Das ging alles in der größten Liebe und Güte, vollständig wie es ausgemacht war. Nach acht Tagen saß Michel schon ganz flott zu Roß und hatte dabei ein ziemlich widerspenstiges Handpferd zu regieren. Er ist nicht einmal vom oder mit dem Pferde gefallen und bildete sich in allerkürzester Zeit zu einem recht guten Reiter aus.

Daß mein Michel von mir nicht mißhandelt wurde, darauf lege ich trotz der ausgeteilten Hiebe heute noch einen Eid ab. Mein Mittelchen war probat. In den zahmen Zeitläuften des Friedens aber ist es nicht anzuwenden, und zwar in Rücksicht auf viele schöne und gute Paragraphen des Militärstrafgesetzbuches. Würde aber im Felde irgend ein braver Bursche um seine Anwendung bitten, nun dann sollte des guten Zweckes willen damit auch nicht gezögert werden. Ich glaube aber, daß mein Michel der einzige dieser Sorte war und es auch für die Zukunft bleiben wird.

Je weiter wir in das schöne Frankreich hineinritten, desto trübsinniger und wortkarger wurde er.

Mich ärgerte diese Kopfhängerei, wo alles um uns sich im Siegesjubel befand, und ich fragte ihn deshalb einmal ganz energisch, was er denn eigentlich habe?

„Ja, Herr Adjutant, die Franzosen!“ war die Antwort.

„Was soll's denn mit den Franzosen?“ entgegnete ich darauf.

„Herr Adjutant, die versteht kein Mensch.“

Ich mußte natürlich lachen und sagte zu ihm: „Michel, mach's wie ich und probiere auch französisch zu reden!“

„Herr Adjutant,“ entgegnete er darauf und schüttelte mit einer mir unvergeßlichen, halb schlauen, halb traurigen Miene

sein dickes Haupt, „Herr Adjutant, ich glaub, die Luder verstehen einander selber nicht.“ —

Dieser logische Schluß war, wie ich gestehen muß, für mich sehr frappierend und ich habe bei seinem Anhören sicher meinem Michel nachdenklich in die blauen Augen gesehen. —

Jedenfalls war es bei ihm für den Augenblick feste Überzeugung, daß von „dene Franzosna“, wie er sagte, einer den andern bezüglich des Verstehens den schönsten, blauen Dunst vormache.

Wie er sich diese inhaltsschwere Erkenntnis weiter in seinem olympischen Haupte ausdachte und ausmalte, dazu reichen, wie ich leider gestehen muß, meine Definitionskräfte nicht aus.

Später scheint eine kleine Wandlung seiner Ideen eingetreten zu sein. Ich schickte ihn nämlich eines Tages in einem Dorfe nach Milch und vergaß, wie ich sonst gewöhnlich that, ihm einen Zettel mitzugeben, der in französischer Sprache das Gewünschte enthielt.

Zu meiner großen Verwunderung, weil ich wußte, daß kein deutsch sprechendes Individuum in der Nähe war, kehrte er alsbald mit dem Verlangten zurück und setzte es mit einem Gesichtsausdruck, der mir auffiel, vor mich hin. Ich fragte deshalb: „Michel, was hast Du denn gesagt, wie Du die Milch verlangt hast?“

„Herr Adjutant,“ antwortete er, und dabei schüttelte er etwas weniges den Kopf, als ob er sagen wollte: Wie kann man mich denn so ungeschickt fragen! „Was werde ich denn gesagt haben? ‚Düliä‘ (du lait) hab’ ich halt gesagt.“

Und dabei wendete er sich stolz und verließ mich zur selbigen Stunde.

Von dieser Zeit ab zweifelte ich nie mehr an den umfassenden Sprachkenntnissen meines Michels. Im Verlaufe des Feldzuges hatte ich noch öfter Gelegenheit, ihn im lebhaften Gespräche mit den Quartiergebern oder andern ihm bekannt gewordenen Franzosen männlichen Geschlechts beobachten zu können, denn von den Französinnen wollte er absolut nichts wissen, er

behauptete, sie seien ihm „als zu zwatzlich“ (zu unruhig, zu flink, zu lebhaft). Nur fiel mir dabei auf, daß von seiner Seite Worte wie „Dipän (du pain), Laker (la guerre), Malär (malheur), Nixkaput (schwer rein französisch zu übersetzen), Napoleon futsch (auch eigentlich nicht leicht wiederzugeben), Diwäh (du vin), Oli (au lit), Maschä und Biwä (manger und buver) u. s. w. in meist ganz gleichen Reihenfolgen und oftmaligen Wiederholungen gebraucht wurden, was man bei den von Franzosen sehr eifrig gegebenen Antworten nicht in dieser Schärfe bemerken konnte.

Aber mein Michel war ein braver, fleißiger, treuer, ehrenwerter Bursche, dem ich ob seiner selbstlosen Hingabe an seine Pflicht nur das größte Lob spenden kann.

Heute ist er das Faktotum eines viel beschäftigten Geschäftshauses in München. Sonntags ist er kaum von seinem Prinzipale wegzukennen und unter der Woche regiert er mit einer Schärfe, welche er sich nur in den Kriegsläuften angeeignet haben kann, über zwei oder drei Hausknechte und Lehrburschen und heißt sie dabei einen dummen Kerl nach dem andern.

Bildung macht frei! —

8. Die Schlacht von Wörth. Der französische Rückzug. Bahn-Verhältnisse.

Die Ereignisse von Weißenburg und Wörth folgten sich Schlag auf Schlag. Schon am 6. August kam es wieder zur Schlacht, wenn auch um einen Tag früher, als man es deutscherseits erwartet hatte.

Die eingelaufenen Nachrichten ergaben mit Sicherheit, daß Mac Mahon mit seinem Heere Aufstellung in dem Hügelterrain bei Wörth genommen habe. Wörth war bereits von den Deutschen besetzt. Der Franzose hatte seine Stellung gut gewählt,

denn zahlreich über das Gelände zerstreut liegende Dörfer, Weiler und Gehöfte gaben Stützpunkte, ein großer Wald schützte die feindlichen Rückzugslinien.

Auch am 6. August morgens gegen 8 Uhr geriet die Division Bothmer zuerst an den Gegner und es gelang ihr, über Langensulzbach gegen Wörth vorzudringen. Der Kronprinz von Preußen wollte das Eintreffen sämtlicher Truppen abwarten und gab Befehl zum Abbrechen des Kampfes. Die Franzosen bekamen jedoch durch die Eisenbahn stete Zuzüge von Truppen, welche direkt aus den Waggons ins Gefecht geführt wurden, und drangen mit starken Kräften gegen Wörth vor, das genommen und wieder verloren wurde. Den zähesten Widerstand entwickelte der Feind bei dem auf ziemlich steiler Höhe gelegenen Dorfe Fröschweiler, welches das V. preußische Armeekorps stürmte und bei Elsaßhausen, das vom IX. Korps genommen wurde. Zwischen 2 und 3 Uhr unternahmen die Franzosen die letzte energische Offensive, aber ohne den gehofften Erfolg. Das Eingreifen des I. bayerischen Armeekorps und der württembergischen Brigade entschied die Schlacht zu gunsten der deutschen Armee. Der Feind räumte Fröschweiler gegen 4 Uhr nach blutigem Ortsgefechte. Bei der Verfolgung drangen die deutschen Truppen bis Zabern vor.

Das ist in großen Zügen der Gang der Schlacht vom 6. August.

Wer in der Truppe eine Schlacht im größeren Stile mitgemacht hat, wird mir beistimmen, wenn ich sage, daß man, wenn sie geschlagen ist, eigentlich sehr wenig von ihrem Verlaufe weiß. Die Linien, die Ausdehnungen werden zu groß, hatte doch z. B. das Gefechtsfeld von Wörth eine Ausdehnung von fast 2 Stunden. Hügel, Berge, Schluchten, Wälder, Ortschaften behindern die Übersicht. Man hat überdies soviel mit sich selbst und der Erfüllung seiner speziellen Aufgabe zu thun, daß man nicht die mindeste Zeit hat für Um- und Ausschau. Selbst bei dem Feldherrn müssen erst die verschiedenen Rapporte zusammenlaufen, oder er muß sich durch seine Organe Aufklärung ver-

schaffen, ehe er eine Übersicht über den Gang der Ereignisse erhält. Rasch und unvorhergesehen wechseln die Situationen. Was im Augenblicke befohlen wurde, dessen Ausführung ist bei Anlangen des Befehles oft nicht mehr möglich. Selbst die Friedensmanöver zeigen dieses Bild, ebenso, wie meist erst bei den Kritiken den in der Fronte stehenden Offizieren trotz der wenigen in Aktion gekommenen Kräfte der Gang der abgelaufenen Übung klar wird. Wenn schon unter solchen Verhältnissen die Sache schwierig ist, wie muß sich dies erst während der Feldschlacht gestalten?

Die Schlachten der neuen Zeit entbehren durch die Einführung der weitschießenden Gewehre, die gewöhnlich schon auf Entfernungen, welche den Einzelkampf noch nicht gestatten, die Entscheidung veranlassen, viele der in früheren Zeiten charakteristischen und interessanten Vorgänge. Jetzt können Hunderte, ja Tausende das nämliche erleben und sehen. Der Einzelkampf ist zur Seltenheit geworden und wird in einem nächsten Kriege vielleicht noch weniger erscheinen als anno 1870. Die wahrhaften Beschreibungen der Schlachten und Schlachtfelder decken sich also so ziemlich und nur selten gibt es dabei etwas Neues zu hören. Ich will deshalb den Leser nicht ermüden, daß ich ihn nötige, wieder in wenig veränderter Weise zu hören, was er vielleicht aus andern Werken und in viel besserer Form schon kennt.

Ich beschränke mich also auf die Beschreibung von Fröschweiler und dessen Umgebung nach der Schlacht, wie ich beides gesehen. Der Eindruck, den ich davon hatte, war ein tiefer.

Fröschweiler liegt auf einem ziemlich steil abfallenden Hügel, auf welchen die große Straße führt. Links sah man den Kirchhof, rechts einen ganz heruntergebrannten Bauernhof. Etwas verdeckt von niederen Mauern und Hecken war eine Mitrailleusenbatterie gestanden, welche mit verderblicher Wirkung gearbeitet hatte. Patroneneinsätze und Patronen lagen bis an die Straße in großen Mengen zerstreut. Alle Haus- und Mauerfronten waren mit Schußscharten gespickt worden, auf den ziemlich flachen Dächern einzelne Ziegel ausgehoben zum Zwecke des

Herausschießens. Auch Schützengräben sah man an hiezu geeigneten Stellen. Ein ganzes Bauwerk schien es in dem Orte nicht mehr zu geben. Auf dem Gottesacker müssen verschiedene Granaten eingeschlagen haben, denn die Monumente und Grabkreuze waren teils zerschlagen, teils umgestürzt, die Erde bis in Sargtiefe an manchen Stellen von den schweren Geschossen aufgewühlt. Nicht einmal die Begrabenen konnten ihre Ruhe weiterhaben! Die Kirche war abgebrannt und, was davon noch stand, dem Einsturz nahe. Was an Häusern noch zu gebrauchen war, lag dicht voll leicht und schwer Verwundeter, meist Franzosen.

Ein penetranter Brand- und Leichengeruch überall. Um die ganze Ortschaft herum, am meisten aber rechts und links der zu dieser aufsteigenden Straße lagen die Toten in Reihen, Gruppen und einzeln. Manchmal zwei, drei übereinander, wie sie von der Todessichel aus den Reihen der Stürmenden hingemäht wurden, Preußen, Bayern und Württemberger und nur wenige Franzosen, alles bunt durcheinander. Die französischen Opfer mehrten sich an der Lisiere des Dorfes, wo sie in dichten Massen angetroffen wurden. Das Dorf war voll davon. Die Schwerverwundeten hatten sich vielfach, um dem nochmals Getroffenwerden vorzubeugen, in Keller, Löcher und Winkel verkrochen, waren oft darin gestorben und es kam vor, daß man erst nach Tagen durch den ausströmenden Leichengeruch auf einen solchen Schlupfwinkel aufmerksam wurde.

Hinter dem Dorfe aber, auf der Rückzugslinie, war der Boden rot gefärbt von toten Franzosen. Die roten Beinkleider derselben sah man auf die weitesten Entfernungen leuchten.

Einen grauenhaften Anblick gewährten die Stellen, wo bei Reichshofen die Kürassierbrigade Michel und dann darauf die Kavallerie-Division Bonnemain, welche ebenfalls aus 4 Kürassier-Regimentern bestand, so energisch zurückgewiesen wurden.

Man darf sich aber nicht vorstellen, daß diese Mengen von Menschen und Pferden alle gedrängt auf einem verhältnismäßig kleinen Flecke lagen. Natürlich waren die Massen da,

wo sie das erste Feuer auf ziemlich nahe Entfernungen empfingen, am größten. Viele Reiter fielen jedoch auch im Dorfe beim Hindurchfliehen, oder indem sie um dasselbe herumreiten wollten und dabei auf die postierte oder vorbrechende Infanterie stießen.

Diese Attacken waren heldenmütig gedacht, ihre Ausführung zerschellte jedoch an den äußerst ungünstigen, vorher wahrscheinlich nicht rekognoszierten Terrainverhältnissen und der mutigen Geistesgegenwart der Preußen, die da, wo sie eben standen, ausgiebigen Gebrauch von ihrer schnellfeuernden Waffe machten. Nach dem 6. August hatte die französische Armee keine Kürassiere mehr.

Wie bekannt, machte man in Wörth außerordentlich große Beute.

Der für die Soldaten interessanteste Anteil bestand wohl in der Mac Mahon'schen und seines lockern Stabes Hinterlassenschaft. Sie erinnerte lebhaft daran, wie s. Z. die Franzosen vor Mainz lagen und das ganze Corps ihrer Maitressen, Chanteusen, Friseure und was derartig angenehmes Zeug noch mehr war, mit dabei hatten.

Große Massen von Eßwaren, Leckereien, Konserven, Koffern mit Damen- und Kinderkleidern wurden vorgefunden. Erstere wurden gleich verschmaust, letztere meist in 'den Kot getreten. Die vordem noch so blutig ernsten Sieger ergötzten sich in den tollsten Maskeraden. Auch die von den Zuaven mitgeschleppten, auf dem Schlachtfeld erbeuteten Katzen und Affen dienten zur größten Belustigung. Manche von den letzteren fanden sogar ihren Weg nach Deutschland.

Es war schade um die guten Sachen, später hätte man sie in den Spitälern recht notwendig brauchen können. Man muß dem Soldaten aber auch eine kleine Freude gestatten, teuer genug wird sie von ihm erkauft. Im Grunde genommen ist er aber ein Verschwender und denkt bei dem schwelgenden „Heute“ nicht an das hungernde „Morgen!“

Ein Rückzug ist ein ganz merkwürdiges Ding. Bei dem Bestreben des Menschen, seine eigene Persönlichkeit in Sicherheit zu bringen, zeigt sich, was er als Last oder überflüssig empfindet.

Gelöst sind die Bande der Ordnung, des Gehorsams, der Zucht, der Anständigkeit und der Moral. Zu allen Zeiten sind die größten Gräuelthaten von Flüchtenden verübt worden. Trotz der sehr beeilten Marschroute scheinen sich dieselben doch hiezu Zeit zu nehmen. So klagten alle Landbewohner Frankreichs, durch deren stille Orte sich der Zug der flüchtigen Armee ergossen hatte, über die unsagbaren Brutalitäten und zwar nicht nur der Soldaten, sondern auch der Offiziere.

Der Weg von Fröschweiler nach Niederbronn, bis wohin sich die Retirierenden des Überflüssigen entledigt hatten, bot einen merkwürdigen Anblick. Auf der Straße und im breiten Streifen rechts und links derselben lagen in ungezählten Massen Waffen und Ausrüstungsgegenstände jeder Art. Die Tornister waren alle geöffnet und ihr Inhalt zerstreut. Eine Menge offenbar in Gebrauch gewesener Beinkleider desgleichen. Die Kerls müssen entweder unterwegs ihre getragenen Sachen gegen gefundene bessere umgetauscht haben oder sie sind der erhöhten Schnelligkeit wegen ohne Hosen weitergelaufen. So ungefähr wie es in dem alten Soldatenliede heißt:

„Ohne Strümpf und Schuh,
Laufen dem Teufel barfuß zu.“

Zahlreiche Geschütze, Munitions- und Bagage-Wagen, Feldschmieden und dergleichen waren auf und neben der Straße ineinandergefahren, dabei oft umgestürzt und dann im Stiche gelassen worden. Tote Pferde und Menschen steckten dazwischen. Verwundete, die sich glaubten noch mitschleppen zu können, ihrem Elende aber erlegen waren, lagen zahlreich in den Straßengräben in der Nähe der Straße. Eine gut aussehende Chaise bemerkte ich, die im eigentlichen Sinne des Wortes auf dem Rücken lag. Wie das zugegangen sein mochte, kann ich mir heute noch nicht erklären. Eine Bagage-Kolonne war auch dazwischen geraten. Alle Wagen waren erbrochen. Munition,

tausende von Zwiebacks deckten den Boden. Die Situation machte den Eindruck, als wenn man alles, was zum Militärischen gehört, also Menschen, Tiere, Sachen, in einem Hexenkessel tüchtig untereinander gerührt und dann auf einem der schönsten Flecke Erde, von oben herab, auseinander geschüttet hätte.

So ungefähr sieht ein Rückzug aus und lassen sich die Spuren desselben beschreiben.

Unmittelbar nach dem Gefechte von Weißenburg war man deutscherseits bemüht, die Bahnverbindung in Frankreichs Innere zu sichern. Der Rückzug des Douay'schen Korps erfolgte in südwestlicher Richtung, während von Weißenburg ab die Bahn in südlicher Richtung sich fortsetzte. Überall hatten zwar die Franzosen den Bahnkörper und die Brücken zur Sprengung vorbereitet, in der Eile scheinen sie jedoch das Laden und Sprengen derselben, wie so manches andere Wichtige, vergessen zu haben. Alle französischen Bahnbeamten, Bahnwärter und dergleichen waren geflohen. Es wurde daher notwendig, diese Posten durch Deutsche auszufüllen, deren und der Bahn Schutz durch Infanterieabteilungen, welche einen immerwährenden Patrouillengang zu unterhalten hatten, gesichert war.

Durch das Vorrücken unserer Truppen nach Wörth kam auch die Strecke Weißenburg-Sulz in unsere Hände und wurde sofort benützt, um Armeebedürfnisse, Sanitäts-Personal und derartiges nachzuschaffen.

Mehrmals war der Weißenburger Bahnhof durch die in den kürzesten Zwischenräumen aus Deutschland ankommenden Züge in der Gefahr, vollständig verstopft zu werden. Die Truppen und ankommenden Kolonnen mußten auf große Strecken vor demselben auf freiem Felde ausparkiert werden, was bei den sehr ungenügend vorhandenen Mitteln seine großen Schwierigkeiten hatte. Zuletzt blieb nichts anderes übrig, als mit größter Energie einzuschreiten und ganze Wagenreihen von den Schienen zu werfen, um für die übrigen Platz zu machen. Wenn schon im Frieden die Bewältigung eines starken Eisenbahnverkehrs eine ganz bedeutende Sache ist, wie unendlich schwierig

gestaltete sich dies unter Kriegsverhältnissen. Aber dank der Tüchtigkeit und enormen Pflichttreue der deutschen Eisenbahnbeamten wurde auch diese Schwierigkeit bewältigt.

9. Wie es französischen Verwundeten ergangen ist.

Alle Örtlichkeiten des Schlachtfeldes und der Umgebung waren natürlich von Verwundeten überfüllt. In Sulz wurden in der Nähe des Bahnhofes hüttenartige, gut ventilierte Bretterbaracken errichtet, die mit nichttransportabeln Schwerverwundeten überfüllt wurden. Endlose Eisenbahnzüge schleppten ihre schmerzvolle Last den pflegenden Händen der Heimat zu. Diakonissinnen, barmherzige Schwestern, Niederbronner Schwestern und wie diese nicht genug zu verehrenden Ordensgemeinschaften heißen, walteten in selbstloser Hingabe bereits ihres traurigen Amtes. Auf dem Perron des Sulzer Bahnhofes und nebenan lagen noch eine große Anzahl meist schwerverwundeter Franzosen. Französische Militärärzte mit aufgestülpten Hemdärmeln und großen, weißen, sehr blutbefleckten Schürzen, lange Messer oder Sägen in den Händen, bewegten sich rasch von einem zum andern und während meiner ungefähr ½ stündigen Anwesenheit hörte ich drei- bis viermal den Machtspruch des Oberarztes: „coupez cela!“ Darauf warfen sich einige französische Infirmiers, die mit den Ärzten zurückgeblieben waren, auf das Opfer, anders kann ich es nicht nennen, hielten es an Händen und Füßen, markdurchdringende Schreie ertönten, Chloroform war ja nicht vorhanden, und in überraschend kurzer Zeit flog ein abgeschnittener Fuß oder Arm in den zur Seite stehenden Korb.

Es waren zwar nur französische Knochen, abgeschnitten durch Franzosen, aber sie thaten mir in der Seele leid. Ein

Glück war für die Verstümmelten, daß die Franzosen-Ärzte nach gethaner blutiger Arbeit ihrer Armee rasch nachrückten und deutsche Hände die Pflegearbeit übernahmen.

Diese Ärzte schienen sich auf demselben Standpunkt zu befinden, wie unsere alten, zahnausreißenden Barbiere, die auch nichts anders kannten, als die Reißzange, mit der sie ihre Heldenthaten ausführten.

Zum Glücke für die deutschen Verwundeten waren die deutschen Ärzte sehr besorgt, zerschossene Gliedmassen durch Resektionen und dergleichen zu erhalten. Mit vorzüglichem Beispiel gingen darin die berühmten Ärzte Nußbaum, Langenbeck, Esmarch und viele andere voran.

Oben bei dem Bahnhofgebäude in Sulz lagen die armen Verwundeten, am Fuße des hohen Dammes aber waren vielleicht an 100 erbeutete Feldgeschütze und Mitrailleusen zusammengefahren worden. Preußische Mannschaften beschäftigten sich, sie zusammenzustellen und für den Transport nach Berlin zu reinigen.

Mir kam es vor, als ob die Franzosen-Ärzte auch im Begriffe seien, einen großen Transport — aber für das Jenseits — zusammenzustellen.

Noch schlechter erging es wohl jenen Verwundeten, welche ich auf dem Schlachtfelde des 2. Dezembers bei Loigny aufgefunden hatte.

Mein Weg führte mich, drei bis vier Tage nach der Schlacht, über das Schlachtfeld und zwar über dessen östliches Ende. Für Aufräumung war noch wenig gesorgt. Leichen, in unangenehmem Zustande der Verwesung, da nach strengem Frost Thauwetter eingetreten war, lagen noch allenthalben umher. Desgleichen Kadaver getöteter Pferde, zahlreiche Waffen und dergleichen Gegenstände.

Wie ich mich durch diese grauenhafte Umgebung durcharbeitete, fiel mein Blick auf einen etwas weiter entfernten Maierhof, der Brandspuren zeigte und vor welchem ich eine

dunkle, größere Masse bemerkte, welche sich aus Tier- und Menschenleichen, sowie Fahrzeugen zusammenzusetzen schien. (Später stellte sich heraus daß hier ein französischer Verbandplatz gewesen ist.)

Neugierig gemacht, ritt ich näher und fand, daß eine wohlgefüllte Granate gerade zwischen der Bespannung eines Geschützes geplatzt war.

Sämtliche 6 Pferde, sowie das Geschütz und 4 Menschenleichen lagen auf einem schrecklich anzusehenden Haufen übereinander.

Indem ich noch die Wirkung des einen Geschosses anstaunte, bemerkte ich im Innern der Maierei eine Bewegung.

Nachdem ich durch das halbverbrannte Thor eingetreten, bot sich mir ein fürchterlicher Anblick dar. Ungefähr 30 französische, meist ausgezogene Leichen lagen auf der Düngerstätte. In den vom Brande mehr oder minder verschont gebliebenen Teilen des Gebäudes aber befand sich ein französischer Verwundeter neben dem andern, alle mit den schwersten Blessuren. Niemand hatte ein Bettstück. Am bloßen Boden waren sie gelagert und schätzten sich glücklich, wenn sie ein Bündel Stroh, das oft noch die Brandspuren zeigte, unter dem Kopfe hatten. Einige Bevorzugte waren mit den Kleiderresten der Leichen zugedeckt. Weitaus der größte Teil dieser Verwundeten war an Armen und Beinen amputiert. Die Wunden, nur notdürftig verbunden, strömten einen mephitischen Geruch aus.

Zur Pflege dieser vielleicht 120 Unglücklichen waren 3 Infirmiers zurückgeblieben!

Die französischen Ärzte hatten, nachdem sie eine Unzahl von Arm- und Beinleichen gemacht, den Schauplatz der Thätigkeit ihrer Unwissenheit verlassen und waren der französischen Armee nachgeflohen. Das Pflichtgefühl scheint in dieser Sorte sehr schwach entwickelt gewesen zu sein.

Nahrungsmittel fehlten gänzlich. Um die Verwundeten und sich selbst nicht Hunger sterben zu lassen, kochten die In-

firmiers das Fleisch der nächst dem Maierhofe gefallenen Pferde in einem Waschkessel.

Ehre sei dem Andenken dieser pflichtgetreuen Männer, welchen es sicher freigestanden hätte, dem Beispiele ihrer Vorgesetzten zu folgen, die aber in ihrem Pflichtbewußtsein vorzogen, auf dem Platze auszuharren.

Ich habe Thränen vergossen bei dem Anblicke solchen Elends. Dabei hörte ich keine laute Klage. Alle waren bereits auf dem Standpunkte, daß sie das Unabänderliche willenlos über sich ergehen ließen. Meine Anzeige in Loigny bewirkte die schleunigste Abholung der französischen Verwundeten. Mit dem Geheimrat Langenbeck sprach ich über die Angelegenheit. Er gab mir zur Antwort, daß von den Nichtamputierten, des herabgekommenen Zustandes und der schlechten Operationen wegen, höchstens 2 %, von den Amputierten nach Wahrscheinlichkeit niemand am Leben bleiben würde.

Welche Vorteile bietet gegenüber solchen Verhältnissen die jetzt allgemein mögliche und allgemein gebräuchliche antiseptische Wundbehandlung. Jeder Soldat trägt nun im Felde sein Verbandzeug bei sich. Dieses kleine, in dem Rockschoße eingenähte unscheinbare Päckchen wird so manchem braven Burschen das Leben erhalten. Auch mit den narkotischen Mitteln hat man besser umgehen gelernt. Nur wird es sich darum handeln, ob es möglich ist, sie in gewünschten Massen an die Bedarfsstellen zu bringen.

Wenn ich totgeschossen werden soll, — dachte ich mir immer — ist es mir gleichgültig, mit was dies geschieht, nur mit dem langen Zappeln, davor soll mich der liebe Gott verschonen. Das sieht nämlich gar nicht schön aus und muß unter Umständen sehr weh thun. Doch auch dies blieb so manchem armen Teufel leider nicht erspart.

10. Die Begegnung mit meinem verwundeten Bruder. Unsere Toten.

Es war am Tage nach der Schlacht von Wörth. Meine Pferde hatten sich im Ordonnanzdienste die Beine müde gelaufen. Mir selbst war es durch die ungewohnte Anstrengung ähnlich zu Mute, als ich gegen Abend zwischen Weißenburg und Wörth die Chaussee entlang ritt.

Mannigfaches Fuhrwerk bewegte sich auf der Straße. Lange Züge gefangener Franzosen, auf deren Gesichtern Trauer oder Gleichgültigkeit deutlich geschrieben stand, passierten mit endlosen Fuhrenparkskolonnen und Munitionsnachersatz an mir vorüber. Alle Augenblicke wollte sich die Straße verstopfen durch Ineinanderschieben der nachdrängenden Kolonnen oder durch das Fallen der schwer angestrengten Pferde und dergl.

Da zeigte sich auch eine endlose Reihe von Landfuhrwerken, begleitet von den Samaritern des roten Kreuzes, was deutlich zeigte, welche Art von Passagieren dieselben geladen hatten. Stumpf und anscheinend gefühllos lagen die einen im Stroh, wimmernd wand sich in unsäglichen Schmerzen ein anderer. Der rauchte mit ganz zufriedenem Gesichtsausdruck seine Stummelpfeife, jener unterhielt sich mit seinem Leidensgenossen. So bewegte sich der lange schmerzenbelastete Train langsam an mir vorüber.

Es war dies der erste derartige Transport, den ich erblickte, und ich gestehe, bei dem Anblick all dieses Elends wurde mir das Herz recht schwer.

Während ich sinnend vorbeireite, glaubte ich aus einem der schon vorbeipassierten Wagen den Ruf meines Namens zu hören.

Ich sehe mich um, kann aber nichts bemerken und reite ruhig weiter.

Der Ruf wiederholt sich und ich erblicke aus der Tiefe eines Strohhaufens einen winkenden Arm.

Meinen Schimmel umwenden und neugierig im Galopp auf den Wagen zureiten, war natürlich eines.

Zu meiner größten Überraschung erblickte ich meinen Bruder Emil, Leutnant im 2. Infanterie-Regiment, den ich wohlgeborgen geglaubt, der aber tags zuvor eine schwere Wunde in den Fuß erhalten hatte, wie er mir ganz vergnügt zuwinkt und dabei versichert, daß in einigen Wochen die ganze Geschichte wieder in Ordnung sein werde und er der Armee dann wieder nachkommen könne.

Als er mir dann seine Verwundung zeigte und beschrieb, wußte ich freilich, daß dem nicht so sein könne, denn unter 100 derartigen Gelenkverletzungen, die überhaupt zu den schwersten Wunden gehören, verlaufen in der Regel 60 bis 70 Prozent tödlich.

Diese bittere Überzeugung durfte ich mir natürlich nicht merken lassen, sondern stimmte bei, sprach ihm Mut und Geduld ein und verließ ihn nach kurzer Frist, weil er sich auf dem Wege zum Feldspital befand und ich meinen Auftrag, der mich in die entgegengesetzte Richtung führte, auszuführen hatte.

Da habe ich denn zum erstenmal begriffen, was es eigentlich um den Krieg ist.

Meinen schwerverwundeten Bruder fand ich auf der Straße und mußte ihn ziehen lassen, ohne die Hand zu seiner Hilfe rühren zu können.

Ich hätte ihn aber auch anders finden können: Tot mit den so unheimlich starren Augen, die, wer sie einmal gesehen, nie wieder vergißt, und daß dies nicht so war, dafür war ich dankbar in meinem innersten Herzen.

* * *

Noch niemals habe ich einem sogenannten „schönen" Leichenbegängnis Geschmack abgewinnen können, noch weniger hat mir aber die Sache im Kriege gefallen. Und doch werden im Frieden die Gefühle geschont, während dies nach einem Gefechte oder einer Schlacht unmöglich ist.

Requirierte Bauern fahren mit ihren Fuhrwerken an vorherbestimmten Orten die Leichen zusammen. Offiziere beaufsichtigen dies. Nach Thunlichkeit sind Ärzte und Krankenwärter, außerdem Soldaten-Kommandos abgestellt. Aufgeladen wird soviel der Wagen und Weg erlaubt.

Eins, zwei, drei! und der Tote fliegt zu den übrigen auf den Karren. Geschieht dies bald nach der Schlacht, so ist die Leichenstarre sehr hinderlich, da die allerwenigsten sich schön manierlich zum Sterben gelegt hatten, sondern meist in sehr verzogenen, verkrampften Stellungen herumliegen, hocken oder auch, was schon an Bäumen oder Ravins vorkam, sogar stehen. Später macht sich das besser, die Körper werden schlaff. Es ist merkwürdig, welche Anschmiegungsfähigkeit eine Leiche an den Boden hat, so daß selbe im einigermaßen hohen Grase oder gar im Walde sehr leicht übersehen werden kann. Es vergeht z. B. noch jetzt kein Jahr, daß nicht in den Wäldern bei Metz ein oder mehrere Skelette gefunden werden, und doch sind alle diese Orte schon dutzendmal abgesucht worden.

Während die Wagen sammeln, werden an passenden, oft auch sehr unpassenden Orten Gruben gegraben, welche 2 bis 400 Tote aufnehmen. Bei jedem der zu Beerdigenden muß die Persönlichkeit möglichst genau festgestellt werden und zwar geschieht dies durch Abnehmen und Eintragen der Erkennungsmarken in eine Liste, Bezeichnung des Regiments, der Kompanie, Art der Verwundung, besondere Kennzeichen, Abnehmen und Aufbewahrung etwaiger Wertsachen und Briefschaften u. s. w. Ist alles genau festgestellt, so werden die Schläfer in 2 bis 3 Lagen und Reihen fein säuberlich eingebettet, das Grab wird zugeworfen und erhält einen Pflock mit Nummer und Anzahl der darin liegenden, z. B.: „Hier ruhen 200 tapfere Preußen."

So ungefähr verläuft die Sache, wenn man Zeit und Mannschaft genug hat.

Wogt der Kampf aber in sich rasch folgenden Zeiten über ein und dasselbe Schlachtfeld, drängen auf beiden Seiten die Ereignisse, dann, ja dann wird es nicht mehr so genau genom-

men werden können. Bauer und Soldat entledigen sich nach Umständen der unangenehmen toten Nachbarschaft, manchmal in kürzerer, manchmal auch nach längerer Frist, wie ich es an der Loire sah.

Es ist zwar richtig, daß ein Toter weder Stiefel noch Kleidungsstücke bedarf, doch sollte man meinen, die ausgezogenen Leichen gehörten zu den Seltenheiten. Dem ist aber leider nicht so. Sinkt die Nacht auf das weite Schlachtfeld nieder, so nähert sich, teils aus Neugierde, teils aus Raubluft, einzeln, aber oft auch in ganzen Trupps, schon um sich gegenseitig Mut zu machen, eine Menge verdächtigen Gesindels, als wenn es die Erde ausgespieen hätte. Mancher Verwundete ist durch dasselbe schon grausam mit einem Axt- oder Kolbenschlag, auch Schuß, hingemordet worden.

Wehe dem Räuber aber, der auf solcher That ergriffen oder auch nur derselben verdächtig erscheint. Aug um Aug, Zahn um Zahn heißt es dann.

Es ist der einzige und beste Schutz, den wir den bedauernswerten Opfern der Schlacht angedeihen lassen können, wenn jeder derartige Übergriff, und soll er auch nur Diebstahl und nicht Mord heißen, auf der Stelle tödlich gestraft wird.

So geschah es in zahlreichen Fällen und wird es künftighin wieder geübt werden.

Der großartige Aufschwung, den das Sanitätswesen und die freiwillige Krankenpflege genommen, die reichen Hilfsmittel, welche denselben zur Hand stehen, sind geeignet, uns mit Zuversicht hoffen zu lassen, daß das unendlich wichtige Absuchen der Gefechts- und Schlachtfelder in Zukunft noch viel schneller und gründlicher besorgt werden wird, als es im letzten Kriege geschehen konnte. Was mit der Schlacht zusammenhängt, klingt rauh oder gräßlich. Die Toten, die Verwundeten, die höchsten Leistungen der Lebenden in geistiger und körperlicher Beziehung, sie alle waren notwendig für den großen Zweck.

Was thut's, wie der oder jener eingescharrt wurde oder wo er liegt. Sein Irdisches fiel der Mutter Erde auf einem

außergewöhnlichen Wege wieder zu. Das Gedächtnis an die Toten lebt aber fort in der Nation. Die Berühmten in Namen, die Unberühmten in Ziffern. Ist der Krieg glücklich zu Ende geführt, preist man die Vollendeten, fällt er unglücklich aus, so beweint man sie. Immer und zu allen Zeiten und besonders bei uns Deutschen galt der Tod auf dem Schlachtfelde für das ruhmvollste Ende, das sich der Held erhoffen konnte.

Und über das Grauen des Schlachtfeldes breitet sich die Nacht. Der dunkle Schleier mit seiner Sternenpracht deckt die atmenden und jene tiefen Schläfer, die zu atmen aufgehört. Für alle gibt es ein Erwachen; für diese beim hellglänzenden Tagesstrahl, für jene dort, wo der Glanz der Ewigkeit die Nacht des Daseins besiegte.

11. Die Herren von der General-Etappen-Inspektion. Das Quartiermachen.

Am Eingange von Niederbronn, dem freundlichen Vogesen=bade, waren noch viele Zeichen des Kampfes sichtbar. Der Ort selbst schien weniger gelitten zu haben. Riesige Haufen von Waffen und Ausrüstungsstücken waren nächst der Mairie zusammengefahren worden.

Meine Aufgabe war, Quartier zu machen.

Dem Stabe sind verschiedene ältere höhere Offiziere, sowie Militär= und Zivilverwaltungsbeamte zugeteilt, deren Zweck es gewesen, im eroberten Lande nach und nach Verwendung zu finden oder als Referenten thätig zu sein. Ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, von meinem General und jenen Herren zu sprechen.

Der alte Herr — längst deckt ihn die kühle Erde, und es wurde damals nötig, für ihn ein recht langes, wenn auch nicht sehr breites Grab zu graben — steht noch lebhaft vor meinem

geistigen Auge: Ein kleiner Kopf, etwas stechende Augen, spitze, leicht gerötete Nase, hager und sehr lang, die zwei Finger der rechten Hand zwischen dem 2. und 3. Knopf, die andere Hand am vorgestellten Säbel. So sah Herr von Mayer aus.

Als wir Adjutanten uns bei ihm zum Dienstantritt meldeten, teilte er uns mit, daß unsere nunmehrige Beschäftigung meist auf strategischem Gebiete liegen würde. Ich kann sagen, daß mir eine solche strategische An- und Zumutung sehr ungelegen kam, denn meine derartigen Kenntnisse lagen noch sehr in den Windeln. Da aber alle Suppen kaum so heiß gegessen, als sie angerichtet werden, verlief für mich mein strategischer Anteil am Kriege nicht zu aufreibend.

General v. Mayer war Kavallerist und hatte ein großes Interesse für Pferde, das größte für seine eigenen, übrigens sehr edlen Tiere. Wenn ich auf ihn zuging, um über geschehene Quartierbestellung zu melden, kam er mir meist mit der Frage zuvor: „Herr Adjutant, wie sind die Ställe?“ Leider konnte ich nicht immer eine zufriedenstellende Antwort geben, denn er wollte seine Reit- und Wagenpferde in einem geräumigen, auch hellen Stalle untergebracht wissen. Besonders wegen des hellen Stalles kamen wir häufig in Meinungsverschiedenheiten.

Ich bewahre dem braven Manne, der es stets gut mit seinen Untergebenen meinte, ein dankbares Herz.

Dem damaligen Generalstabsoffizier, Oberstleutnant Graf von Verri de la Bosia (jetziger Generalkapitän der Leibgarde der Hartschiere), halte ich mich gleichfalls zum großen Danke verpflichtet. Ich habe nach ihm kaum wieder einen Vorgesetzten gehabt, der es an Liebenswürdigkeit und Wohlwollen diesem Herrn gleich gethan hätte. Es war mir stets eine Freude, einen von ihm erhaltenen Befehl zur Ausführung zu bringen. Schade, daß er nie verlangt hat, ich solle ihm den Mac Mahon fangen. Versucht hätte ich es gewiß. Auch mit dem I. Adjutanten, Oberleutnant Adolf von Lossow, dem jetzigen Kommandeur des 6. Inf.-Regts., war ich in den angenehmsten kameradschaftlichen Beziehungen.

Nun zu meinen anderen Herrn. Da gab es höchst genügsame und sehr anspruchsvolle darunter. Daß es selten einen so erhaben denkenden Menschen gibt, der mit dem Thun und Treiben eines Quartiermachers zufrieden ist, wußte ich aus langer Friedenserfahrung. Was ich davon aber im Feldzuge erlebte, setzte allem die Krone auf,

Ich suchte nach Möglichkeit recht gute Quartiere zu bekommen und um das Gebrumm und die giftigen Blicke kümmerte ich mich keinen Deut.

Das Quartiermachen im Frieden ist ein mühsames Geschäft, nun erst im Kriege! Man kommt auf die Mairie. Der Maire war gewöhnlich geflüchtet und irgend ein Beigeordneter oder patriotisch denkender Mann hat die losen Zügel des nominellen Regiments in die Hand genommen. An den Maßstab des Friedens gewöhnt, beginnt den armen Leuten bei den großen Anforderungen, welche an die Leistungsfähigkeit des Dörfchens oder des Städtchens gestellt werden, das Gehirn sich im Kreise zu drehen. Nach und nach geraten sie in helle Verzweiflung, die einem apathischen, von nun ab andauernden Zustand Platz macht, in welchem sie fähig sind, Quartierbillette für 2000 Generale und 5 Millionen Soldaten auszufüllen. Erscheinen schon die Ansprüche des erstangekommenen Quartierfordernden kaum ausführbar, so steigert sich dies mit jedem, der in gleicher Absicht neu hinzukommt. Deren sind unter Umständen sehr viele und sehr grobe. Jeder möchte natürlich für seinen Stab, seine Truppe das Beste herausdrücken und nimmt es mit Titel und Zahlen nicht genau. So verlangte ich immer Quartier für 6 Generäle, 6 Kolonels und eine Unmenge von Offiziers superieurs. Für Unteroffiziere, deren wir auch bei uns hatten, wurden nur Offfziers-Quartiere gefordert. Nun sieht das viel gefährlicher aus, als es in Wirklichkeit war. Wenn mancher Soldat im Frieden solche Quartiere beziehen müßte, wie sie zahllos im Kriege dem Offiziere nicht zu ersparen sind, wäre an allen Ecken und Enden ein großes Lamento. Zu üppig waren trotz den starken Forderungen meine Herren und

die Mannschaften doch nicht gebettet. Ich vergaß mich natürlich nicht, hatte aber in der Regel nichts vom Quartiere, da ich fast täglich nach dem Einrücken des Stabes Ordonnanzritte thun mußte, die mich unter Umständen 10—15 Stunden im Sattel hielten, von denen zurückgekehrt ich wenige Stunden Schlaf genoß, weil ich dann schon wieder zur neuen Quartierarbeit ausreiten mußte. Dadurch kam ich um vieles Gute, das sich meine Kameraden bei dem Vormarsche gönnen konnten, allein mir behagte dieses unstete, jedoch interessante, unter Umständen recht gefährliche Leben besser als die Tintenarbeit mit der unheimlichen Strategie. Zu einem normalmäßigen Mittagessen und Abendbrot gelangte ich, wie schon einmal bemerkt, selten. Gewöhnlich wurde die Sache in Eile, stehend, oder auch auf dem Pferde abgemacht.

Diese Ordonnanzritte trafen zu jeder Tages- und Nachtzeit. Wußte ich den Weg nur einigermaßen leicht zu finden, so war mir letztere lieber. Denn wenn es auch heißt, die Nacht ist keines Menschen Freund, so gilt doch für die größere Menge, daß sie bei Tage mehr Mut als bei Nacht zeigen. Denn selbst zum heimlichen Lauern und Aufpassen bei Nacht gehört, daß sich einer in erster Linie nicht vor der Nacht selbst fürchtet. Und deren gibt es viel mehr, als man glauben sollte. Außerdem ist sie die natürliche und gewohnheitsmäßige Schlafzeit und das hält viele ab, auf einzelne Feinde im Busch aufzupassen. Kurzum, bei Tag ist mir sehr Verschiedenes, bei Nacht nie etwas Mißliches von Feindesseite begegnet.

Die nächtliche Erkletterung eines Wegezeigers, um mittelst schwedischer Zündholzflamme die darauf bezeichnete Route zu lesen, ist kein leerer Wahn, wie ich aus mehrfacher, eigener Erfahrung sicher weiß.

Ich ritt oft allein, meist aber mit einer einzigen Ordonnanz. Mehr ist vom Übel, denn man macht zuviel Aufsehen und Lärm. Um Quartier zu machen, gesellte ich mich mit meinen Leuten öfter zu den Quartiermachern des mit uns meist der gleichen Route folgenden preußischen Stabes. Doch davon später.

Nicht alle uns beigegebenen Offiziere waren beritten. Das Auftreiben der verschiedenen Wagen machte mir immer große Sorgen und Schwierigkeiten. Da fand ich nun in Niederbronn, denn im Kriege findet man solche Sachen, einen wundervollen, sehr großen Hotelomnibus, der in goldenen und roten Aufschriften den Namen des Besitzers und Gasthofes trug. Trotz Sträubens wurde der Wagen requiriert und meine nicht berittenen Herren benützten ihn mit großer Bequemlichkeit, nicht bloß einen oder einige Tage, sondern derselbe begleitete uns bis vor Paris und wurde seinerzeit mit dem überflüssigen Armeefuhrwerk heimgesendet.

Der Kutscher, ein junger, derber Bursche, fand sich bald in seine Vergewaltigung und avancierte nach und nach zur Vertrauensstellung eines Leibkutschers der älteren Herren. Die ursprünglich mitgekommenen 3 schlechten Pferde tauschte er bei mir unbekannten Gelegenheiten in schöne, junge Tiere um. Der Wagen selbst wurde einmal ganz renoviert und auflackiert.

Da die requirierten Elsässer und Lothringer schließlich pro Mann, Pferd und Wagen eine ausgezeichnet hohe Entschädigung erhielten, hat der Eigentümer des Wagens auf jeden Fall ein vorzügliches Geschäft gemacht. Soviel ich den Kutscher gekannt habe, mag es bei diesem auch nicht schlecht ausgefallen sein.

12. Ein nächtlicher Ordonnanzritt.

In Niederbronn war fast jedes Haus zum Spital gemacht worden, überall wehte die weiße Fahne mit dem roten Kreuze. Der Kursaal lag voll schwer Verwundeter, meist Franzosen, denn die über Hals und Kopf flüchtende Armee hatte für solche Dinge natürlich keine Zeit. In friedlichen Tagen muß es in dem Bade am Fuße der Vogesen recht angenehm zu weilen sein, zur Zeit war es aber höchst ungemütlich, denn die Masse der Ver-

wundeten, die sich unaufhörlich drängenden, schiebenden und stauenden Kolonnen jeder Art und Gattung, die nachrückenden Truppen, Sanitätspersonal, nicht am wenigsten die Verpflegsabteilungen mit ihren endlosen Ochsenherden, welche in den Anlagen ihr grünes Frühstück einnahmen, wirkten geradezu beängstigend auf den Zuschauer. Man war damals noch nicht so abgestumpft als später, wo man sich aus einem solchen Getreibe nichts mehr machte. Ich kann es nur mit dem Lärm eines Jahrmarktes und dies aber bloß annähernd vergleichen, da dort der Ernst keine Rolle spielt und der Wiederschein des Vergnügens alle Gesichter freundlich erhellt, während hier der Ernst und die Pflicht den Grundton angeben.

Auf verschiedenen Hausthüren las man die Affiche: „Hier liegen Blatternkranke.“ Das war sehr unangenehm, insoferne es wahr gewesen wäre. Manche der Einwohner probierten aber das Witzchen, um ihre Häuser vor Einquartierung und dem Belegen mit Verwundeten zu schützen. Die plumpe List wurde jedoch bald durchschaut und dann bekam sie den Hausbesitzern selten gut. Es ist richtig, daß die Blattern in der französischen Armee herrschten, sie scheinen sich aber auf einzelne Fälle beschränkt zu haben.

Wir waren bei recht gutem Wetter in Niederbronn angekommen. Des Abends öffneten sich aber die Schleusen des Himmels und der Regen fiel in Strömen herab. Nach vielen Schwierigkeiten waren sämtliche Herren unseres Stabes in dem besten Hotel des Städtchens untergebracht. Ich hatte ganz bedeutenden Hunger und bemerkte mit Vergnügen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach ein recht gutes Essen in Aussicht stünde. Da bekam ich den Auftrag, ungesäumt zum II. bayerischen Korps, das bei Montbronn im Biwak stand, zu reiten. Eben sollte das Souper serviert werden. Ade ihr schönen wohlgefüllten Schüsseln mit den lieblich duftenden Ragouts und du südfrüchtenreiches Dessert, dem ich immer eine besondere Aufmerksamkeit schenkte! Ich begab mich nach der Küche, ließ mir ein Endchen Knoblauchwurst geben, eine andere hatten sie nicht,

steckte eine halbe Flasche roten Wein in eine der Pistolenholfter und somit war ich vollständig gerüstet, mein Souper zu Pferde abhalten zu können. Ordonnanz nahm ich keine mit, auch meinen Burschen ließ ich zurück. Und so ritt ich denn in den wasserreichen Abend hinaus. Unsere Karten von den Vogesen waren für Neben- und Querwege, welche ich einzuschlagen hatte, nicht genau genug, daher kam es, daß ich bei Einbruch der Dunkelheit, besser gesagt der pechfinsteren Nacht, mich recht hübsch verirrt hatte. Weit und breit kein Haus. Als ich dann später auf ein solches traf, waren die Bewohner geflüchtet. Da reden die Leute vom Orientieren! Ich habe mich verschiedene Jahre mit topographischen Arbeiten beschäftigt und kenne alle Hilfsmittel zur Orientierung. Wenn man aber mitten im Waldgebirge steckt und es dazu noch Bindfaden regnet, weder Mond noch Sterne sichtbar sind, die Karte durchweicht ist und sich anfühlt wie ein Pfannenkuchen, da soll mir einer sagen, wie man das Orientieren macht!

Ich bin damals zuerst im Zick und dann im Zack und, da dies lange Zeit nichts fruchtete, im Zick-Zack geritten. Endlich, es war fast Mitternacht, sehe ich weit unten im Thale Lichter schimmern. Bis ich dahin gelangte, bin ich einigemal auf dem schlechten, schlüpfrigen Gebirgswege gestürzt, trotzdem ich ein ausgezeichnetes Pferd ritt. Allein derartiges nimmt man, so lange die Menschen- und Pferdeknochen ganz bleiben, nicht so genau. Mein Aussehen gewann jedoch zusehends an erfreulicher Nettigkeit.

So kam ich nach einem Eisenwerke, dessen Besitzer, als ich nach ihm fragte und er mein Mißgeschick erfuhr, mich in sehr liebenswürdiger Weise nötigte abzusitzen und auf kurze Zeit einzutreten. Ich gestehe, meinem braven Gaul und mir war die Einladung sehr erwünscht. Jener räumte rasch mit einem Bündel Heu und dieser mit einer vollen Platte Schinken, wie ich glaubte, noch nie einen besseren gegessen zu haben, vollständig auf.

Am Tische saß auch die junge Gattin des Besitzers trotz

der vorgerückten Nachtstunde, denn Unruhe und Sorge ließ bei der Nähe des Feindes die Leute nicht schlafen. Trotzdem kein Deutscher auf dem Eisenwerke bequartiert war, kamen zahlreiche Ordonnanzen und Patrouillen aus den nahe gelegenen Biwaks und Kantonnements in das Haus.

Diese Unruhe und der Schmerz über Weißenburg und Wörth schienen einen üblen Einfluß auf die Dame gehabt zu haben, denn während ich aß und trank, konnte sie nicht unterlassen, mich mit wütenden Blicken anzusehen und händeballend mir zuzurufen:

„O wenn dieser Schinken nur vergiftet wäre, damit Sie tot unter dem Tische liegen würden! Wenn ich nur dem letzten Deutschen ein Messer ins Herz rennen könnte, u. s. w. u. s. w.“ Wie man also hört, für mich lauter hübsche und angenehme Dinge.

Ihr Herr Gemahl trat mich aber dabei unterm Tische, unter bezeichnendem Augenzwinkern auf den Fuß. Ich ließ mich also in meiner Schinkenvertilgung absolut nicht stören und stieß mit dem Besitzer des Werkes auf das Wohl seiner verehrten Frau Gemahlin an. Der gute Mann war sichtlich dankbar, daß ich das aufgeregte Wesen der jungen Dame so gänzlich ignorierte.

Nach vielleicht 20 Minuten bestieg ich wieder mein Pferd und wurde von dem freundlichen Herrn, trotz des schlechten Wetters, eine Strecke begleitet, so daß ich den Weg nach Montbronn nicht mehr fehlen konnte.

Auch diesem Manne fühle ich mich zu Dank verpflichtet, denn er hat freundlich an einem Feind gehandelt. Seine Frau wird heute den großen Deutschenhaß wohl überwunden haben. Ich wenigstens trage ihr die Tischrede nicht nach. Auch habe ich seither nie mehr Schinken gegessen, der mir so gut geschmeckt hätte, als jener in ihrem gastlichen Hause.

So kam ich denn endlich in das bayerische Biwak.

Rabenfinstere Nacht, Schnur-Regen. Ab und zu sieht man im Duster ein schwach glimmendes Feuer, um das, schwach

rötlich angestrahlt, menschliche Gestalten stehen und hocken. Von den Tausenden, welche ohne Feuer, nur mit ihrem Mantel versehen, auf der bloßen Erde liegen, sieht man natürlich nichts.

Ich frage und frage nach dem Kommandierenden. Lange Zeit bekomme ich gar keine Auskunft. Endlich sagt mir ein Offizier, der hohe Herr schlafe in einem Chausseewärter-Haus, das ich an der Straße finden werde. Richtig komme ich auch an das Häuschen. Mein Pferd binde ich an einen Baum. Das arme Tier zitterte vor Kälte und Nässe. Ich öffne die Thüre und stolpere sofort über einen am Boden liegenden Körper, der etwas undeutliches wimmert und dann wieder weiterzuschlafen scheint. Glücklicherweise hatte ich Zündhölzchen bei mir. Ich entzündete eines und leuchtete den gedrängt liegenden Schläfern, ohne daß sie sich stören ließen, so müde waren sie, direkt ins Gesicht. Ich fand wohl einen General darunter, aber der, den ich suchte, war nicht dabei. Nun wollte ich in der etwas entfernten Ortschaft mein Glück probieren. Dort schienen alle möglichen Kolonnen-Angehörige untergebracht zu sein, die Häuser lagen außerdem voll von Soldaten. Eine genügende Auskunft konnte ich aber wieder nicht bekommen. So wandte ich mich denn nochmals dem Biwak zu. Wie ich die letzten Häuser des Ortes passiere, sehe ich unter der offenen Thüre eines derselben, rückwärts von der flackernden Herdflamme beleuchtet, ein kleines Mädchen stehen, offenbar neugierig gemacht durch den Hufschlag meines Pferdes. In der Not probiert man alles. Ich fragte daher: „Kind, weißt Du wo der kommandierende General wohnt?“ Zu meiner größten Überraschung bekam ich die Antwort:

„Ganz glich newe anne, beim curé!“

Sie zeigte mir auch das Haus und hielt sogar mein Pferd. Ein Posten, der dort stand, bestätigte die Angabe des Mädchens.

Das Haus war gesteckt voll. Im Gang, in den Zimmern auf der Stiege, überall schlafende Menschen.

Es ging mir ganz ähnlich wie im Chausseewärter-Häuschen. Niemand will gutwillig erwachen. Als ich aber zufällig

auch dem Generalstabs-Chef, dem damaligen Oberstleutnant Heilmann, unter die Nase leuchtete, fuhr dieser rasch in die Höhe und ich konnte mich sofort meines Auftrages entledigen.

Zehn Minuten darauf saß ich wieder auf dem Gaul, drückte dem Kind einen Thaler in die Hand, was es sehr zu verwundern schien, und suchte durch Nacht und Regen meinen Heimweg.

Ungefähr um 5 Uhr morgens war ich wieder in Niederbronn angelangt. Um $^1/_2$ 7 Uhr saß ich auf einem frischen Pferde, um zum Quartiermachen vorauszugehen.

13. Der Vogesenübergang. Allerlei Glücksfälle.

Nun lagen die waldigen Vogesen vor uns, dieses interessante Mittelgebirge mit seinen schönen, aber sehr wildarmen Wäldern.

Die Franzosen hätten es uns sehr erschweren können, darüber hinwegzukommen, sie waren aber so freundlich, dies nicht zu thun. Die bittere Medizin von Weißenburg und Wörth hatte eine sehr laxitive Wirkung geäußert.

Man legte im Hauptquartier wenig Gewicht auf den schnellen Besitz dieser kleinen, die Pässe sperrenden Festungen. Lützelstein war ohne Besatzung, das feste Schloß Lichtenberg kapitulierte. Nur Bitsch, das Felsennest, wollte sich nicht übergeben. Wer weiß, ob die Übergabe sofort nach der Wörther Schlacht nicht zu erzwingen gewesen wäre. Später aber vergrößerten eine Menge der bei den Schlachten versprengten Soldaten, Grenzjäger, Landleute, Forstbeamte und dergleichen die unter einem sehr schneidigen Soldaten stehende Garnison.

Nun begann ein sonderbares Spiel. Eine leichte bayerische Batterie mußte die Festung, welche in ihren Hauptwerken in den Felsen gemeißelt ist, mit einigen Granaten bewerfen. Das

hatte ungefähr die Wirkung, als ob man eine Handvoll Erbsen gegen eine feste Wand schleudert. Die Bitscher wollten diese sanfte Mahnung zur Übergabe jedoch nicht verstehen und schossen mit grobem Geschütz entgegen. Vorläufig war also mit diesen eigensinnigen Leuten nichts anzufangen und man entschloß sich, um die unangenehme Festung herumzugehen. Später wurde Bitsch zerniert. Da aber die Truppenanzahl hiefür sehr gering bemessen war, brachte es die Festung fertig, sich fortwährend aus dem Lande frisch zu verproviantieren. Unschädlich war sie jedoch gemacht. Ihr Kommandeur und ihre Besatzung aber bedeckten sich mit hohem Ruhme.

Das Herumgehen um eine Festung ist eine heikle Sache. Umsonst errichtet man keine solchen Bollwerke, sondern man verfolgt den Zweck, wichtige Übergangspunkte, Eisenbahnen, Straßen oder dergleichen, schützen und sichern zu wollen.

So war es auch bei Bitsch. Die einzige große Straße führt an den Kanonen der Festung vorbei, rechts und links derselben ist das Terrain sehr unwegsam. Außerdem gehen nur schlechte Waldwege über das Gebirge. Aufhalten durfte man sich nicht lassen und so blieb denn nichts anderes übrig, als daß teils die vorhandenen Wege benützt, andere ausgebessert wurden und eine ganze Strecke durch Soldaten neu angelegt wurde.

Man macht sich keinen Begriff, welche Energie und Anstrengung dies erforderte.

Das II. bayerische Armeekorps machte den Marsch in einer fürchterlichen Regennacht. Lange Strecken konnte die Infanterie nur zu einem marschieren. Alle Teilnehmer dieses nächtlichen Zuges sind darüber einig, in ihrem Leben nichts Strapaziöseres und Aufregenderes erlebt zu haben.

Aber der deutschen Energie und Zähigkeit gelang es, dieses unübersteiglich scheinende Hindernis zu besiegen.

Auch die General-Etappen-Inspektion mußte diesen schönen Weg machen. Es geschah dies zwar am Tage, war aber deshalb nicht ungefährlicher geworden. Noch immer regnete es in Strömen, die Gebirgswege waren vollständig durchweicht und

durch den Vormarsch des Armeekorps nun gänzlich unwegsam geworden. Tief ausgefahrene Geleise gähnten rechts und links wie kleine Abgründe. Oft steckten die Wagen bis zu den Achsen im zähen Kot. Die armen Pferde waren durch die Löcher und den schlüpfrigen Lehm, auf den durch abgehauene Baumäste hergestellten, furchtbar holperichten, sogenannten Knittelwegen in steter Gefahr zu stürzen, was von verschiedenen in ausgiebiger Weise, doch zum Glücke ohne größeren Unfall, besorgt wurde. Wenn es nur die Reiter allein gewesen wären, so aber mußten die schweren Wagen auch mit über das Gebirg geschleppt werden. Eine Leistung, welche die Anspannung der letzten Kräfte von Menschen und Tieren forderte. Würden damals ein Dutzend französische Soldaten von Bitsch aus einen kleinen Spaziergang in den Wald unternommen haben, so hätten sie unsern ganzen schönen Wagenpark mit sämtlicher Tinte und Schreibutensilien nebst allen denen, welche zu deren Handhabung mitgeführt wurden, ohne alle Mühe und Aufregung ihrerseits in Empfang nehmen können, denn wir hatten keinen Mann Bedeckung. Das hätte einen Jubel gegeben im französischen Lande! Aber wir hatten Glück, soviel als der Soldat haben muß, und kamen ungefährdet, wenn auch sozusagen Stück für Stück, Wagen für Wagen, in großen Abständen nach Lemberg.

Die Franzosen werden nicht lüstern gewesen sein, das ihnen schon bekannte Terrain bei dem schlechten Wetter zu durchqueren und das war unsere Rettung.

Im Kriege werden viele Dinge gewagt, welche man im nüchtern denkenden Frieden als sträflichen Leichtsinn bezeichnen würde. Unmöglichkeiten gehen aber auch im Kriege nicht. Manches sieht fast unmöglich aus und entwickelt sich dann auf eine ganz einfache Weise zur Zufriedenheit des Unternehmers.

„Und setzt ihr nicht das Leben ein,
Nie kann euch das Leben gewonnen sein."

sagte Schiller und das war echt soldatisch gedacht von ihm.

Als Seitenstück zu unserem Vogesenübergang will ich gleich hier erzählen, daß ich Tags darauf, mitten im Walde einen

Geldtransport antraf, der folgendermaßen zusammengesetzt und arrangiert war. Voraus fuhr in einem leichten Wagen ein ganz junger Postbeamter, der seine Hände auf einen gewaltigen Korbsäbel gestützt hielt. Ihm zur Seite saß ein alter Postkondukteur (Schaffner), welcher mächtig aus einer großen Pfeife dampfte. Dann folgten ungefähr 12—15 zweiräderige Karren, je nach der Größe und Schwere mit einem, auch zwei Pferden bespannt und hinter dieser Wagenkolonne, die sich fast auf einen halben Kilometer Länge ausgedehnt hatte, kam auf hinkendem Pferde ein sanft aussehender Feldgendarm. Ich erwartete nun das Auftauchen eines Begleitkommandos, denn auf jedem der Wagen lag eine Anzahl hölzerner Geldkistchen, leicht oder gar nicht mit Stroh zugedeckt. Deutlich aber war auf jedem derselben die Münzsorte und Summe des Inhalts angeschrieben.

Aber nicht ein Mann war als Bedeckung beigegeben. Der Postbeamte fuhr voraus, die Bauern schrien ihr hüh und hah und veux tu den geplagten Gäulen zu und hinten ritt der sanfte Krieger. Ein Bild des Malens würdig, in seiner einfachen Größe. Glück muß aber der Mensch haben. Selbiger Transport kam ebenso ungefährdet wie wir an sein Ziel. Ich habe damals lebhaft an das Einspannen eines Stieres gedacht. Wenn der Bursche wüßte, wie stark er ist, wer könnte ihn zwingen, den Wagen zu ziehen?

Wenn sich die französischen Fuhrleute zusammengethan hätten, so würden sie mit ihren Peitschen die Schlacht um den Geldtransport haben schlagen und gewinnen können.

Wer ist hier mehr zu bewundern? Diejenigen, welche den wertvollen Transport so leichtsinnig abgehen ließen, oder die Bauern in ihrer Ehrlichkeit?

14. In Lemberg im Jahre 1870 und 16 Jahre später.

Die Quartiere in Lemberg waren nichts weniger als glänzend. Flüchtende Franzosen und ein bayerisches Korps waren schon durchpassiert. Das ist gerade so, als wenn ein afrikanischer Heuschreckenschwarm über ein Saatfeld gezogen wäre. Da bleibt nichts über, als Unrat. Mit Mühe und Not brachte ich meine Herren unter. Indigestionen aß sich heute keiner von uns. Meine Wirte, ein Paar alte Leute, thauten bald unter meiner freundlichen Behandlung auf, so daß der Monsieur nach einiger Zeit mit geheimnisvoller Miene auf den Speicher stieg und von dort mit einem halben Dutzend Hühnereier und einer Flasche Wein zurückkehrte. Das war mir sehr erwünscht, denn ich hatte mich tagsüber stark angestrengt und den ganzen Weg, des Nachtreibens der Kolonne wegen, wie ein Schäferhund wohl 3—4mal gemacht.

Wegen Mangel an Fett ließ ich mir die Eier hart sieden. Als sie gerade auf den Tisch kamen, rief mich eine Ordonnanz zum General, der mich beauftragte, den Befehl für morgen im Hauptquartier zu holen. Es war bereits Abend, fing zu dunkeln an, meine Pferde waren überanstrengt und da kam ich auf die Idee, mich nach dem seitwärts gelegenen B . . . fahren zu lassen.

Ich begab mich deshalb zum Maire und erhielt nach langem Sträuben und vielfachen Beteuern gänzlicher Unmöglichkeit einen kleinen Bauernwagen mit einem alten Pferde. Hätte ich das Tier bei der Auswahl der Quartiere nicht zufällig in einem kellerartigen Raum entdeckt, so würde man mir sicher keinen Wagen angespannt haben. So aber wußte ich, wo das dazu nötige Pferd stand, und gegenüber solcher Thatsache konnte der Widerstand des Bürgermeisters keine Dauer haben.

Mein Wagenlenker war ein junger Bursche von einigen 20 Jahren, der anfangs sehr wortkarg war, später aber mehr aufthaute und mitteilsamer wurde.

Ohne weitere Fährlichkeit, aber todmüde traf ich ungefähr gegen 2 Uhr Nachts wieder in Lemberg mit dem Marschbefehl ein.

Als ich mich zu Bette gelegt hatte, kam die alte Frau nochmals zu mir in das Zimmer und sagte, indem sie meine Rechte mit ihren zitternden Händen umfaßte: „Monsieur, nous avons un fils qui est soldat. N'est-ce-pas, vous ne le tuerez pas, quand vous le verrez?“ — „Pour sûr, madame“ sagte ich, und die Alte nickte freundlich und dann fielen mir die müden Augen zu.

Auch hinter diesem Vorgang war nichts Auffallendes zu suchen. Ich vergaß, bei dem Einstürmen neuer Eindrücke, gar bald meine Fahrt nach B....

Die Sache hatte aber nach 16 Jahren ein Nachspiel, von dem ich mir damals nichts träumen ließ.

Es war im Jahre 1886, also 16 Jahre später, als ich bei Gelegenheit des Kaisermanövers, mich wieder auf dem Marsche in den Vogesen befand. Hell schien die Sonne, sorglos, so ganz anders als anno 1870 zogen wir unsere Straße und es war mir nicht uninteressant, die von damals her bekannten Orte wieder zu sehen. Ich war mit meiner Kompanie nach Lemberg ins Quartier bestimmt. Spät Nachmittags erreichten wir nach langem Marsche auf ausgezeichneten Straßen das hoch am Berge gelegene, heute sauber und einladend, wenn auch nicht sehr reich aussehende Dörfchen.

Für mich war bei dem Bürgermeister Quartier gemacht, der mich vor dem Hause empfing und nach meiner Stube geleitete. Es fiel mir zwar auf, daß er bei meinem Anblicke stutzte, ich legte dem aber kein Gewicht bei, sagte auch nicht, daß ich bereits das zweite Mal in Lemberg sei.

Später kam ich herunter in die große Parterrestube und wollte mit dem Bürgermeister einiges wegen der Einquartierung besprechen.

Dieser, ein großer Mann von ungefähr 36 Jahren, war schon anwesend, zeigte aber bei meinem Anblick eine solche starke

innere Bewegung, daß er nicht mehr im Stande war, dieselbe zu verbergen. Er trat auf mich zu, hielt mir die Hand hin und fragte dringend mit bewegter Stimme, ob ich nicht schon früher hier gewesen sei.

Ich bejahte dies, war aber sehr erstaunt über die ganz unerklärliche Aufregung des vor mir mit zitternden Knieen stehenden Mannes.

„Herr Hauptmann, ich bitte Sie, Sie müssen ein Glas Wein mit mir trinken!"

Ich wollte dankend ablehnen, weil ich weder Zeit noch Umstände passend hielt, er wiederholte jedoch so auffallend dringend seine Einladung, daß ich fürchtete ihn zu verletzen, sagte deshalb zu und setzte mich an den großen Tisch.

Er ging eine Flasche Wein und Gläser zu holen, während welcher Zeit ich die Feldzugs-Erinnerungen Revue passieren ließ, aber nichts darunter entdecken konnte, was die Aufregung des Bürgermeisters über meine Anwesenheit in Lemberg zu rechtfertigen schien.

Endlich war er mit dem Einschenken fertig, stieß mit mir an, setzte aber das Glas, ohne es mit den Lippen zu berühren, wieder auf den Tisch und begann mit bewegter Stimme:

„Herr Hauptmann, ich kann nicht trinken, bevor ich Ihnen etwas erzählt habe. Sie waren während des Feldzuges in Lemberg. Ich habe Sie auf den ersten Blick wieder erkannt. Außerdem habe ich, nachdem Sie auf Ihr Zimmer gegangen waren, Ihren Leutnant darum gefragt. Erinnern Sie sich noch, daß sie damals einen Wagen requirierten, um nachts nach B.... zu fahren?"

Ich erinnerte mich dessen kaum, denn ich war im Laufe des Krieges so oft geritten und gefahren, daß ich dem beregten Vorkommnis gar keinen Wert beigelegt hatte. Außerdem war dabei ja nichts Außergewöhnliches vorgekommen.

„Kurz gesagt, der Bursche, der Sie damals fuhr, bin ich gewesen", fuhr er fort. „Vom Militär war ich frei, die Francstireurs waren noch nicht organisiert, aber ich fühlte einen glühen-

den Haß gegen die Deutschen in mir, welche, wie allgemein gesagt und geglaubt wurde, den Krieg in der habsüchtigsten und eroberungslustigsten Weise uns aufgedrungen hatten. Dieser Haß steigerte sich, als ich das Elend meiner, wie sie erzählten, durch schnöden Verrat geschlagenen Landsleute mit eigenen Augen sah und die schwere Bedrückung fühlte, welche der eilige Durchmarsch der nachrückenden Deutschen zur Folge hatte.

„Ich wollte wenigstens das Meine beitragen, um das an uns begangene Verbrechen zu rächen, denn zu jener Zeit faßte ich den Krieg nicht anders auf, und schwur bei mir, den ersten deutschen Offizier, an den ich mich wagen könne, auf irgend eine Art umzubringen. Sie verlangten das Fuhrwerk, wir mußten es geben, da Sie von dem Vorhandensein des wirklich letzten Pferdes im Orte wußten, denn die andern Tiere waren bereits alle von den durchziehenden Truppen requiriert und ich, ich erbot mich freiwillig, dasselbe zu führen, gewiß, auf diese Weise meinen Schwur baldigst einlösen zu können. So fuhren wir miteinander B . . . . zu. Ich trug unter meiner Bluse ein großes, langes Schlächtermesser verborgen und hatte vor, es dem neben mir sitzenden in einem Augenblicke, wo er dies wohl am wenigsten erwarten durfte, in die Seite zu rennen. Jung und stark war ich, die Überraschung hatte ich für mich und so dürfte der Ausgang des vielleicht nötigen Kampfes auf keinen Fall zweifelhaft gewesen sein. Sie waren im Anfang still und wortkarg. Es wäre dies vielleicht die beste Gelegenheit gewesen, mein Vorhaben auszuführen, ich konnte aber den richtigen Entschluß nicht fassen. Wie ich damit zu Ende kam, Sie hatten gerade eine Flasche hervorgeholt um zu trinken, welchen Augenblick ich als einen sehr günstigen benützen wollte, meine Hand hielt den Messergriff schon fest umspannt, da reichten Sie mir die Flasche und luden mich ein, Ihnen Bescheid zu thun. Ich weigerte mich anfangs. Um nicht Aufsehen zu erregen und Verdacht zu erwecken, trank ich endlich. Sie gaben mir auch von den gekochten Eiern und dem Brot, das Sie bei sich führten, plauderten mit mir, frugen mich nach Vater und Mutter und —

nachdem ich mit Ihnen gegessen und getrunken hatte, da — da wurde es mir unmöglich, Sie zu töten und Ihren Leichnam in eine der Waldschluchten zu werfen. Ich fühlte meinen Entschluß schwächer und schwächer werden, zuletzt kam mir mein Schwur, wie eine schwere Sünde vor und ich brachte Sie wohlbehalten nach B.... und von dort zurück. — — —"

So der Bürgermeister von Lemberg.

Ich gestehe, während der lebhaften Erzählung des Mannes verspürte ich nachträglich ein ganz unnennbares Gefühl des Grauens, das sich in einen Dank gegen den Allmächtigen wandelte, der mich diese große Gefahr überstehen ließ, der durch das unbedeutende Vorkommnis der Wein- und Eßspende den Willen und Arm des Feindes gelähmt hatte. So ahnungslos als ich war, ebenso nahe war ich damals dem Tode.

Schweigend saßen wir beide in tiefer Bewegung.

Ich will auch verraten, daß uns alten Burschen das Wasser in den Augen stand. Ich reichte dem Bürgermeister die Hand über den Tisch hinüber, die jener kräftig schüttelte, erhob dann mein Glas und das Opfer trank seinem Mörder mit den besten Wünschen im Herzen und dem denkbar freundlichsten Gesichte zu.

Damit war auch die Befangenheit von meinem Hauswirte genommen, wir plauderten von altem und neuem, aus der einen Flasche sind, glaube ich, einige geworden und ich erkannte in dem Manne einen klaren, hellen Kopf, der mit selbständigem Urteil das Gute vom Schlechten sonderte und welcher nun aus Überzeugung das Dorfscepter im Sinne der deutschen Regierung schwang.

Daß er ein braver, tüchtiger Mensch und Bürgermeister ist, darf ich mir als indirektes Verdienst anrechnen. Denn ich glaube nicht, daß er hätte werden können, was er wurde und hoffentlich auch heute noch ist, wenn ein Mord auf seinem Gewissen gelastet hätte.

Des andern Tags, da Rasttag war, lud mich mein lieber

Mörder zur Jagd im schönen Vogesenwalde ein, und war dieselbe auch nicht ergiebig, so unterhielt ich mich doch prächtig dabei.

Lemberg und seinen Bürgermeister sah ich seit jenen Tagen nicht mehr. Vergessen aber werde ich, so lange ich lebe, weder den Ort noch den Mann.

15. Einquartierung im Kloster zu Finstingen und der geräuschlose Gänsefang.

Feneſtrange, Finstingen wie es heute heißt, ist mir noch wohl im Gedächtnis wegen einer sehr drolligen Begebenheit, welche ich vom Fenster meines Quartiers mit ansah. — Die kleine, nicht sehr freundliche Stadt, war bei unserer Ankunft schon überfüllt mit Soldaten und immer rückten neue Abteilungen nach, die aber zum großen Teile in die Umgegend verlegt werden mußten. Ich hatte eine freie Stunde und sah dem bunten Treiben auf der Straße durchs Fenster zu.

Gegenüber, so daß ich auch einen Blick in den dazu gehörenden Garten werfen konnte, war ein Kloster für Nonnen, deren Ordensbenennung mir entfallen ist. Das Kloster schien bisher von Einquartierung verschont geblieben zu sein. Nun kam aber ein Trupp von ungefähr 20 Mann preußischer Landwehrleute die Straße herunter, einer voraus, der prüfenden Blicks die Nummern der Häuser musterte.

Vor dem Kloster machte er Halt, sprach einige Worte zu seinen Kameraden, die ziemlich zufrieden ihm zunickten, dann zog er die Glocke. Die Landwehrleute benützten die Zeit, welche bis zum Thüröffnen vergehen mußte, indem sie sich sozusagen abschirrten. Das heißt, sie stellten die Gewehre an die Wand und entledigten sich des Tornisters, machten die Röcke auf, banden sich die Halsbinden ab, sie thaten, als fühlten sie sich schon auf der Straße zu Hause.

Da erschien das alte, faltige Gesicht eines Nönnleins in der durch eine Sperrkette gehaltenen Thürritze, fuhr aber laut aufschreiend und thürzuschlagend wieder zurück, was ihr von ihrem Standpunkte aus nicht übel zu nehmen war, denn die deshabillierten Landwehrmänner sahen mit ihren erhitzten, bärtigen, vom Straßenstaube beschmutzten Gesichtern nichts weniger als einladend aus.

„Muttern is wohl heute nich bei Laune,“ sagte der Führer. Seine Kameraden lachten gutmütig und darauf zog er noch einigemal mächtig die Klingel, aber ohne Erfolg.

Ich bemerkte ein ängstliches Huschen und Vorbeilaufen vieler weiblicher Gestalten an den mir sichtbaren Klosterfenstern. Leise scheint es dabei nicht zugegangen zu sein, soviel ich vernehmen konnte.

Den Landwehrleuten schien die Zeit lang zu werden, sie verhielten sich aber noch immer ruhig abwartend. Einer davon hatte teils seinem Tornister, teils dem Gewehrlaufe (das damalige Kaliber erlaubte dies) die Bestandteile einer langen Pfeife entnommen, dieselbe zusammengeschraubt und schmauchte gemütlich sein Kraut, indem er sich auf einen der Thürprellsteine niederließ.

Nach und nach wurden die Pommern, denn solche Landsleute waren es, ungeduldig. Die Glocke wird deswegen erneut gezogen und deren Läuten durch taktmäßiges Anstoßen mit einem Gewehrkolben kräftig unterstützt.

Auf einmal öffnete sich ein Fenster über dem Thore, eine Nonne sah heraus und hielt in der den Franzosen eigenen, aufgeregten, dramatischen Weise eine Art von Ansprache an die untenstehenden Soldaten.

Was die Nonne sagte, verstand ich nur teilweise, die Soldaten werden wahrscheinlich gar nichts davon verstanden haben.

Als sie so ziemlich geendet zu haben schien, rief der Führer zu ihr hinauf:

„Na, liebes Madamchen, machen Sie doch keene so putzigen Jeschichten, sperren Sie die olle Einjangspforte in det Himmel=

reich uff, und lassen Sie uns rinn. Denn rinn wollen wir und dürfen wir," dabei hielt er seinen Quartierzettel hoch, „un rinn kommen wir auch!"

Darauf erhoben die belustigten Landwehrleute im Chorus ein Gelächter, was die Nonne jedenfalls wie Höllengebrüll empfand und deswegen auch schleunigst den Fensterflügel zwischen sich und die deutschen Teufel brachte.

„Wat nun," sagte einer, „det olle Gebimmel hat keenen Zweck nich, die Sache fängt an faul zu werden. Holen wir den Etappenkommando!"

„Nee," sagte ein anderer, „steigen wir über die Mauer!"

Wieder ein anderer wollte im wachsenden Unmut „det verfluchtige Rabennest" leicht anzünden.

Aber alle diese schönen Vorschläge mußten der höheren Einsicht des Führers weichen.

„Kinder," sagte er, „Jewalt is nich. Det ist ein Frauenskloster und da könnten wir uns eene schöne Suppe einrühren. Un wat sie erst zu Hause bei unseren Frauen sagen würden! Jewalt is nich. Aber wenn man uns nich uff macht, besorgen wir es selbsten. Nur man stille und kräftig." Und ungefähr 10 Landwehrleute stemmten ihre Schultern an die schwere Thüre, die noch übrigbleibenden Männer drückten sich gegen die Stemmenden — eins, zwei, drei — auf flog die Thüre. Natürlich purzelten die Soldaten einer über den andern in den Klostergang, erhoben sich aber lachend und unbeschädigt und brachten dann Waffen und Ausrüstung in den kühlen Raum. Darauf machten sie sich daran, die aus dem Schloß gesprengte Thüre wieder zu schließen und ich hörte noch einen sagen:

„Mach die Thüre nur feste zu, det keen anderer Kerl rinkommen kann."

Wenn nämlich der Soldat sich einmal in einem Quartier befindet, so betrachtet er das Eindringen jeder weiteren Person als einen Eingriff in sein Hausrecht und Abgang an seiner Gemütlichkeit und wird dann leicht sehr unangenehm.

Dieses Gefühl schienen die Pommern sehr ausgedehnt zu besitzen.

Auf das Krachen der Thüre schrien die Nonnen Zetermordio, allein Flucht war wegen der einzigen besetzten Pforte unmöglich.

Ich hörte noch kurze Zeit die lauten Stimmen der Soldaten, dann wurde alles ruhig. Weder Nonnen noch Soldaten waren mehr zu erblicken. Eine geheimnisvolle Stille lagerte wieder über dem Kloster.

Es mochten ungefähr 2 Stunden vergangen sein, sah ich wieder zum Fenster hinaus in den Klostergarten. Da zeigte sich mir ein idyllisches Bild.

Ungefähr ein Dutzend Nonnen waren im Garten beschäftigt, Wäsche aufzuhängen und — der größte Teil der Landwehrleute, ihre unvermeidlichen Pfeifen im Munde, half ihnen dabei. Die einen trugen die gefüllten Körbe, die andern suchten die aufgehängte Wäsche mit Klammern festzustecken, was nicht immer mit ganz geschickten Händen zu geschehen schien und jedesmal große Heiterkeit bei den Nonnen hervorrief. Der Rest stand müßig dabei, die Hände in den Taschen, ab und zu lachend dazwischen sprechend. Ob die Unterhaltung deutsch oder französisch geführt wurde, war nicht zu hören, dürfte auch ganz gleichgültig gewesen sein, denn junges Blut amusiert sich und versteht sich, trotz gegenseitiger Sprachunkenntnis und der in Montur oder Kutte liegenden Gegensätze.

Des andern Tags sehr früh bestieg ich wieder mein Pferd. Da öffnete sich die Klosterpforte, die Landwehrleute traten mit stark gefüllten Brotsäcken heraus und eine ganze Menge weißer Hände aus schwarzen Ärmeln streckten sich ihnen nach, die sie zum Abschied kräftig schüttelten.

Das schlechteste Quartier scheint also das Kloster nicht gewesen zu sein.

Von meinem Fenster aus konnte man auch in einen großen Hof blicken, auf welchem sich eine Anzahl Gänse und Enten tummelten.

Plötzlich bemerkte ich einen Soldaten, der sich vorsichtig nach allen Seiten umsah und als er sich sicher glaubte, einen der angenehmen Vögel, voraussetzbar in widerrechtlicher Weise, haschen wollte. Jedoch diese Tiere haben das Unangenehme, sie wollen sich solche Eingriffe in ihre persönliche Freiheit nicht gefallen lassen und erheben ein verräterisches Geschrei.

Der Soldat unterließ deshalb nach einigen mißlungenen Versuchen den Gänsefang und verschwand vom Hofe.

Es dauerte nicht lange, so erschien er wieder, seinen blanken Säbel, einen Sack und ein großes Stück Brot in der Hand tragend.

Sack und Säbel legte er in eine Ecke. Dann begann er hin und her zu gehen und kleine Brotstücke fallen zu lassen. Nach und nach gewannen die scheu gemachten Tiere wieder Vertrauen und nahmen die Brotstückchen auf.

Als der Soldat dies bemerkte, nahm er, immer Brot streuend, seinen Weg nach der Ecke, setzte sich dort nieder, legte den Sack links und den Säbel rechts handgerecht neben sich.

Die Gänse und Enten, begierig geworden, folgten, trauten der Sache aber nicht recht und blieben in einiger Entfernung abwartend stehen.

Jetzt hätte man hören sollen, welch' süße Locktöne der Kerl mit dem allerunschuldigsten Gesichte von sich gab.

Die Vögel schienen einzusehen, daß sie dem Brotspender in ihrem Herzen doch bitteres Unrecht gethan und wagten sich nach und nach näher.

Plötzlich griff dieser aber blitzschnell nach dem scharfen Säbel und ein kurzer Hieb trennte der Gans, welche sich am weitesten vorgewagt hatte, den Kopf vom Rumpfe. Ebenso schnell verschwand deren Leichnam in den Sack. Darauf setzte der Mann seine Bemühungen in gleicher Weise fort und bald befand sich eine zweite Gans im Sacke.

Die Sache schien mir nun doch zu große Dimensionen annehmen zu wollen und ich rief von meinem Fenster mit lauter Stimme hinüber:

„He! was machen Sie denn da?"

Der Soldat blickte auf, stellte sich stramm, die Finger an der Hosennaht, in Positur und sagte freundlich lächelnd:

„Jänse fangen, Herr Leutnant!"

Darauf packte er ruhig Sack und Säbel und verschwand eilig unter der Thüre.

Gesehen habe ich von dem Manne nichts mehr, aber das geräuschlose Gänsefangen habe ich von ihm gelernt, wenn ich auch bis jetzt noch keine Gelegenheit fand, es praktisch auszuüben.

16. Artigkeit und Reitpeitsche als Mittel gegen unangenehmen Empfang. In Nancy.

In Dieuze hatte ich ebenfalls ein kleines Erlebnis. Von der Mairie kommend war ich im Begriffe, den mich begleitenden Unteroffizieren die Quartierbilletten auszuteilen. Ich wendete mich an einen derselben und zeigte ihm ein schönes, schloßähnliches Gebäude, in welchem ich wohnen sollte. Da zupfte mich eine der umstehenden älteren Frauen beim Arme und sagte mir leise ins Ohr:

„O monsieur vous êtes si jeune et il faut mourir."

„Pas encore, il ne presse pas," entgegnete ich ihr.

Man hörte ab und zu derartige Bemitleidungen und gewöhnte sich an dieselben.

„O monsieur, madame la comtesse a juré, d'empoisonner tous les officiers allemands!"

Ich schüttelte lächelnd den Kopf und wollte, die Alte von mir wegschiebend, fortgehen. Diese aber hing sich fest an mich und wiederholte noch dringender im Zischtone ihre Warnung.

Nun wurde ich ärgerlich und schüttelte das Weib energisch ab. Es dauerte noch 1 bis 1½ Stunden, bis ich meine Bequartierungsarbeiten vollendet hatte. Da fiel mir, während ich

die Schloßtreppe erstieg, die Warnung der alten Frau wieder ein. Furcht hatte ich nicht die geringste, aber einen großen Spaß wollte ich mir machen.

Oben an der Treppe stand, halb scheu, halb neugierig, eine kleine niedliche Zofe, die eher nach allem anderen, nur nicht nach vergifterischer Grausamkeit aussah. Sonst bemerkte ich von den übrigen Schloßbewohnerinnen, deren es 3 sein sollten, niemand. Ich bemühte mich, ein sehr ernstes Gesicht zu machen, gab meine Karte ab und sagte, ich wünsche der Marquise in einer halben Stunde meine Aufwartung machen zu dürfen.

Das schnippische Ding nahm meine Karte, als wenn sie entweder sehr schmutzig oder sehr heiß gewesen wäre, mit zwei Fingerspitzen am alleräußersten Rande und entgegnete dann mit hocherhobener Nase:

„Madame la marquise empfängt nicht. Einen deutschen Offizier schon gar nicht." —

Ich ließ mich nicht aus der Ruhe bringen und entgegnete sehr bestimmt:

„Dann werde ich der Frau Marquise gegen ihren Willen dennoch aufwarten."

„Monsieur, monsieur vous êtes très impoli!"

„Oui, ma petite chatte," sagte ich, „je suis très impoli, je le sais, mais c'est la guerre! eh bien dans une demie heure" . . . .

Damit drehte ich mich auf dem Absatze und ließ das Mädchen stehen, welche unter vielfachen ah malheur, ah malheur!! in den Gängen verschwand.

Mein Auftreten schien die volle geplante Wirkung geäußert zu haben. Die Dame zog vor, das Prävenire zu spielen, denn schon nach 10 Minuten klopfte es an meiner Thüre, ein Kammerdiener, mit einer Miene wie ein säkularisierter Domherr, trat mit tiefer Verbeugung herein und brachte mir die Nachricht, daß Madame la marquise mich mit Vergnügen empfangen werde. Wie es nun mit letzterem aussah, konnte ich mir wohl vorstellen, aber eine Lektion für die bramarbasierende Weise, ihrem Patrio=

tismus Luft zu machen, hatte die Dame wohl verdient und diese sollte ihr auch werden.

In einer halben Stunde, während welcher Zeit ich mich nach Möglichkeit schön gemacht hatte, klopfte ich an das Vorzimmer der Marquise.

Unter der Thüre stand die Zofe und blickte mich mit einem geradezu entsetzten Gesichte an. Ein Lakai in Gala öffnete die Flügelthüre zum Salon und ich sah mich vor den 3 marquislichen Damen (gut erhaltene Mutter mit 2 hübschen Töchtern), welche in großer Toilette und ebenso großer Verlegenheit mich erwarteten.

Nun nahm ich alles, was mir an Artigkeit und Französisch zu Gebote stand, zusammen, küßte der Reihe nach den Damen die Hand und erzählte in völlig unbefangener Weise, daß man mir gesagt habe, ich solle hier im Hause vergiftet werden. Wenn ich trotzdem erschienen sei, wolle ich damit zeigen, daß ich solchen absurden Gerüchten ganz und gar keinen Glauben schenke.

Die Marquise wurde zum roten und weißen Farbenspiel. Die Töchter fuhren fort, schweigend in großer Verlegenheit dazusitzen.

Nachdem ich sah, daß meine Medizin ihre Wirkung nicht verfehlt hatte, ging ich leicht auf alle möglichen anderen Dinge über, was mir die Damen durch lebhaftes Eingehen auf den Gesprächsstoff, wenn man überhaupt bei solch oberflächlicher Unterhaltung von einem Gesprächsstoff sprechen kann, lohnten. Besonders Madame wurde sichtlich lebhafter und liebenswürdiger.

Die Zeit, welche man einem derartigen Besuche widmen darf, war vorüber, die Dame veranlaßte mich jedoch einigemal mit lebhafter Handbewegung, mich wieder zu setzen. Da ertönte eine Klingel, die Thüre öffnete sich weit, hereintrat der domherrnhafte Haushofmeister:

„Madame est servie!“

Die Marquise erhob sich, trat mit graziöser Geberde zu mir heran, was blieb mir nun übrig, als eine tiefe Verbeugung zu machen und ihr meinen Arm anzubieten, den sie mit könig-

lichem Anstand annahm, und so schwebten wir beide, gefolgt von den jungen Damen, durch einige sehr schöne Räume in den Speisesaal.

Die Reihe des Staunens war nun an mir.

O, diese Weiber!

Bei Tische natürlich lebhafteste Konversation. Die Marquise war sichtlich bemüht, von allen Speisen, wie um mir zu zeigen, daß diese gewiß nicht vergiftet waren, vor mir zu nehmen und zu essen. Daß ich that, als wenn ich dies gar nicht bemerkte, mag mir wohl geglaubt werden.

Der Kaffee wurde im Garten genommen und als ich auf meine sehr hübschen Zimmer zurückkehrte, machte mir die kleine Zofe mit ganz ehrerbietiger Miene einen extrafeinen Knix. —

Daß der Soldat oft im Frieden, durchgehends aber im Kriege ein ungern gesehener Gast ist, dürfte seine sehr natürlichen Ursachen haben.

Wenn aber einem solchen Unmute in so unverfrorener Weise Ausdruck gegeben wird, wie mir gegenüber dies in Nancy geschah, dann ist es wahrlich kein Wunder, wenn die Geduld plötzlich reißt.

Ich kam nach Nancy, als es kurz zuvor von deutschen Truppen besetzt worden war.

Einen Bädeker mit dem Stadtplan von Nancy in der Hand (dieser Bädeker hat mir überhaupt wiederholt gute Dienste gethan) steuerte ich nach meinem Quartier, das sich in einer eleganten, aber etwas abgelegenen Straße befand.

Beim Näherkommen sah ich, daß alle Fensterläden geschlossen waren, ein sicheres, aber mir nicht sehr angenehmes Zeichen des momentanen Unbewohntseins. An der geöffneten Hausthüre lehnten mit verschränkten Armen ein Mann und eine Frau, offenbar Hausbedienstete. Sie musterten mich und meinen hinter mir mit einem Handpferde reitenden Burschen finsteren Blickes und sahen dann wieder zur Seite.

Ich blieb vor dem Manne halten und rief: „Monsieur!“

Keine Antwort. Der Kerl sah noch immer zur Seite. Vielleicht ist er schwerhörig, dachte ich, und wendete mich zur weiblichen Personage:

„Madame!“ Dieselbe Geschichte. Auch sie that, als wenn ich Luft wäre.

Nun begann mir das Blut in den Kopf zu steigen und ich rief zweifellos zornig: „Monsieur, je suis logé dans cette maison, voilà mon billet!“

Langsam wendete sich der Mann zu mir, nahm mir das Quartierbillet aus der Hand und sagte zu seiner teuren Ehehälfte:

„Mettez le au troisième, c'est assez bon pour un cochon allemand!“

Das war mir denn doch zu unverschämt. Das Pferd drängte ich gegen die Thüre. Meine Reitpeitsche hatte ich im Stiefel stecken, mit einem Riß war sie in meiner Hand nnd eine gehörige Anzahl von Hieben, die nicht von schlechten Eltern waren, sausten auf den aufheulenden, sich in die Thürecke drückenden, frechen Burschen herunter. Die Frau Hausmeister, denn diese Vertrauensstellung begleitete sie, war kreischend davongelaufen, und als ich zu hauen aufgehört, fuhr der Herr Gemahl ihr nach.

Nunmehr ritt ich in das Haus ein und brachte Pferde und Burschen ohne Hausmeister schnell, geeignet und gut unter.

Ich selbst verfügte mich in den ersten Stock, der sehr elegant eingerichtet war, und machte es mir in den besten 2 Zimmern, die ich fand, bequem.

Mein Bursche trug sich ein Bett, wahrscheinlich das der abgereisten Gnädigen, in den Stall und versicherte mir später, daß er sehr gut in demselben geschlafen hätte.

Nach ungefähr einer Stunde klopfte es schüchtern an meine Thüre. „Entrez!“ rief ich und herein kam zu meiner großen Verwunderung der geprügelte Hausmeister, machte einen Kratzfuß und frug mich mit ganz sanfter Stimme, ob Monsieur zufrieden mit dem Quartiere sei und nichts zu wünschen habe.

Wenn ich wolle, könne mir auch das Diner im Hause serviert werden, seine Frau sei eine ausgezeichnete Köchin.

Nun dachte ich mir, wenn du so bist, bin ich auch so, erinnerte weder in Miene noch Wort an die vorhergegangene Scene, sprach meine Zufriedenheit mit dem Quartier aus und dankte für das angebotene Essen. Später machte sich die Frau in meinem Zimmer zu thun, ließ sich aber ebenfalls nicht den geringsten Ärger merken, sondern war im Gegenteil sehr freundlich.

Sonderbare Heilige, dachte ich mir. Das hätten sie billiger haben können. Meiner Reitpeitsche mußte eine immense politische Überzeugungskraft innewohnen. Die drei Tage, die ich in Nancy zubrachte, wurde ich in der aufmerksamsten Weise bedient.

Das war das einzigemal, daß ich mich in Frankreich zu Thätlichkeiten, die mich aber nicht im mindesten reuen, genötigt sah. Daß sie richtig angebracht waren, zeigte die Folge. Im Frieden würde man sich in einem solchen Falle mit ganz anderen Mitteln beholfen haben. Der Krieg verlangt aber eine ungleich größere Drastik.

Nancy war in jenen Tagen überflutet von Angehörigen des roten Kreuzes, der freiwilligen Sanitätskolonnen u. s. w. Es war schwierig für die Truppenoffiziere, ein Unterkommen zu finden, weil die besten Quartiere durch diese Leute in Beschlag gelegt waren. Deren Auftreten war in vielen Fällen ein so anspruchsvolles, daß sich daraus mannigfache Reibereien ergaben und das Oberkommando sich genötigt sah, die Böcke von den Schafen zu sondern. Wer sich nicht legitimieren konnte, einer der zugelassenen Sanitätsvereinigungen anzugehören, mußte Nancy verlassen und nach Deutschland zurückkehren. Dadurch wurde sicher eine große Zahl unlauterer Elemente, welche den Kriegsschauplatz nach verschiedenen Richtungen auszubeuten versuchten, entfernt. Ob solche Leute nicht später auf einem anderen Weg und in anderer Weise das Eindringen wiederholt versuchten, dürfte kaum einem Zweifel unterliegen. Für den Augenblick hatte man sich aber entlastet, hunderte von Wohnungen

und eine große Anzahl rechtswidrig requirierter Fuhrwerke waren frei geworden.

Als ich einmal einen Spaziergang durch Nancy unternahm, kam ich auf einen kleinen Platz, auf welchem eine Pferdeauktion stattfand.

Die Tiere stammten aus der Wörther Beute und wurden der Armee als Ersatz nachgeführt. Vorhergehende Strapazen, das schlechte und wenige Futter, die großen Märsche, brachten vielen dieser Pferde den frühen Tod oder stimmten doch deren Kräftezustand so herunter, daß ein Weitertransport unmöglich war. Da beschloß man, sie in Nancy zu verkaufen. Eine große Menge Leute stand umher, sie wollten aber nicht bieten. Wahrscheinlich dachten sie, man würde ihnen die Pferde später wieder nehmen. Ohne daß ich es vorher geplant hätte, erstand ich zwei Tiere, beides Rassepferde und zwischen 5 und 6 Jahre alt, um — sage 15 Francs. Das eine hatte sich die Sohlen abgelaufen, weil es die Eisen verloren hatte, und das andere hatte einen starken Widerrist-Druck. Beide erholten sich bei gehöriger Pflege sehr bald und wurden wieder schöne und brauchbare Reitpferde. Ich habe schon manchen billigen Gaul im Stall gehabt, aber 2 Stück um 15 Francs werde ich wohl nie wieder kaufen können.

Es war um jene Zeit (ich weiß nicht mehr genau wo), da war ich mit den Berittenen unseres Stabes einmal unterwegs in ein neues Quartier. Auf einmal hörten wir in einer Entfernung von ungefähr einem Kilometer vor uns rasch nacheinander mehrere Schüsse fallen. So ein Stab ohne Truppen besitzt nicht viel Gefechtsfähigkeit, deshalb ritt ich allein in größter Schnelligkeit auf das sich noch immer wiederholende Schießen zu. Auffallend war, daß die Schüsse an ein und demselben Fleck abgegeben wurden. Nun trennte mich nur noch ein kleines Waldstück von dem vermeintlichen Gefechtsschauplatz. Vorsichtig wie ein Indianer schlüpfte ich mit meinem Pferde, das ich am Zügel nachzog, durch die Büsche. Und was sehen plötzlich meine staunenden Augen? Ein großer Transport von Beutepferden war der Armee nachgesendet worden. Schlechte Pflege, Hunger,

Wunden hatten viele der Tiere so heruntergebracht, daß sie nicht mehr weiterkonnten. Nun stellte man sie einfach in den Straßengraben und gab ihnen eine Kugel hinter die Ohren. Das Pferdefleisch war damals billig. Ich ritt zurück und erstattete meinen Gefechtsbericht.

17. Einer von der alten Garde.

Das Kriegsgericht.

Im Jahre 1870 lebte noch eine ziemliche Anzahl der alten Krieger, welche unter Napoleon I. in hundert Schlachten gesiegt hatten. Eitelkeit ist eine Nationaleigentümlichkeit der Franzosen und einem Soldaten, zu dessen Handwerksvorteilen sie gehört, sicher erlaubt. Nicht selten sah man ehrwürdige Herren mit der Ehrenlegion und Feldzugsmedaillen, welche kritischen Blickes die deutschen Truppen betrachteten. In Bar-sur-Aube wurde ich bei einem französischen Colonel en retraite, der ein kleines, in einem hübschen Garten stehendes Häuschen bewohnte, einquartiert. Er selbst empfing mich, seine sämtlichen Dekorationen auf dem schwarzen Überrocke, unter der Thüre wortlos, denn er schien zu bewegt, um sprechen zu können. Ich begrüßte ihn artig, worauf er mir die Hand reichte. Da übermannte ihn die innere Bewegung, zwei große Thränen liefen über seine gefurchten Wangen und er wandte sich schnell seinem Zimmer zu. Ich verstand seinen Schmerz vollkommen. Wie schwer mußte gerade einem solchen Manne es fallen, einen feindlichen Offizier im eigenen Hause willkommen zu heißen, wenn er vergangener Zeiten dachte, wo sein großer Kaiser die Armee von Sieg zu Sieg geführt, bis sein zermalmender Lauf zuletzt im russischen Eis und Schnee erstarren mußte. In uns Bayern sah er die einstmaligen Kampfgenossen wieder und konnte

unser gegenwärtiges politisches Verhältnis nur schwer oder gar nicht verstehen.

Einer Tischeinladung gab ich gerne Folge. Der Oberst, eine Erscheinung, wie man sich den alten französischen Offizier vorstellt, ein echter Typus, war von Mittelgröße und eleganter Figur. Dichtes Haar deckte den kleinen scharfgeschnittenen Kopf, Schnurr= und Knebelbart glänzten silberweiß gleich dem Haare. Er trug einen schwarzen Frack, auf welchem die Orden prangten.

Die Unterhaltung bei Tische drehte sich weniger um die Neuzeit als um die alten napoleonischen Kriege, und besonders um Napoleon I. Ich hatte kurz zuvor das Leben Napoleons von Ségur, einem zwar nicht ganz verlässigen Historiker, gelesen, allein davon waren mir noch eine Menge kleiner Züge, davon das Buch voll ist, frisch im Gedächtnis, und ich konnte dieselben bei dieser Gelegenheit wohl anbringen.

Der alte Herr thaute immer mehr auf. Er hatte eine sichtliche Freude, daß mir sein großer Liebling nicht unbekannt war und erzählte dann mit jugendlichem Feuer ganz interessante Episoden aus den verschiedenen Kriegen, die er mitgemacht hatte. Aber daß wir Bayern mit den Preußen gegen das heutige Frankreich zogen, konnte er nicht begreifen. Am Schlusse meinte er noch: Wie wollten wir diese Preußen schlagen, wenn die Bayern mit uns gegangen wären!

Man darf nicht vergessen, daß, ehe der gute Oberst bei diesem freundlichen Wunsche angelangt war, schon verschiedene Flaschen des schweren, aber ausgezeichneten Bar=Weines ihren Inhalt an uns abgegeben hatten und immer noch wollte er neue Batterien auffahren lassen. In dieser Beziehung besitze ich aber nur eine geringe Leistungsfähigkeit und entzog mich deswegen halb mit Gewalt der Gastfreundschaft des liebenswürdigen Alten.

Von der schönen Gegend, durch welche ich darauf 2 Tage ritt, sah ich nichts vor unendlichem Kopfweh, das sie mit einem trüben Schleier vor meinen leiblichen Augen verdeckte.

Wenige Tage nach dem Aufenthalt in Bar=sur=Aube ritt

ich, nur von meinem Burschen gefolgt, auf der Straße zwischen Revigny und Vitry le françois.

Da kam mir eine Chaise, gefolgt von berittenen Ordonnanzen entgegen, welche einige Auditeure und Offiziere zu Insassen hatte. Ich glaubte einen kriegsgerichtlichen Apparat daran zu erkennen.

Als die Herren meiner ansichtig wurden, hielt der Wagen. Ein höherer Offizier und ein Auditeur entstiegen demselben und kamen auf mich zu.

Das war etwas unheimlich. Ich ließ in erstaunlicher Schnelle alle meine Feldzugsthaten Revue passieren, die auch bei dem Vorgange mit dem Hausmeister in Nancy haften blieben.

Man sieht also, daß selbst kleine Ausschreitungen das Gewissen eines vor sich selbst ehrlichen Mannes zum Sprechen bringen.

„Wenn mich der Kerl verklagt hat?" dachte ich mir und vergaß ganz dabei, daß wir uns im Kriege befanden, „so liegt bloß ein leichtes Vergehen vor und wird das den Kopf nicht kosten."

Allein die Sache kam vollständig anders.

Der Offizier erkundigt sich nach meiner Bestimmung und gab mir den Befehl, für ein krank zurückgelassenes Gerichtsmitglied einzutreten.

Alle meine Einwendungen wurden höflich aber bestimmt zurückgewiesen und so drehte ich denn mißmutig meinen Gaul wieder um und ritt dem nach Revigny rollenden Wagen nach.

Es wird wenig Offiziere geben, welche an der Verwendung als Gerichtsmitglied eine Freude haben. Diese Beschäftigung liegt, so notwendig sie auch ist, weit ab von unserm Geschmacke und noch mehr, von unserer Vorbildung. Da soll man nun so auf einmal die Richter-, Staatsanwalter- und Verteidigerei aus dem Ärmel schütteln! Das ganze Handwerkszeug ist ungewohnt, man fühlt sich unsicher auf dem Boden, der mit allen Rechts- und Gesetzeskniffen gepflastert ist und auf den man wider Willen sich stellen muß.

Nimmt man die Sache leicht, so folgt daraus bestimmt eine Menge konfuses Zeug, meist zum Schaden des Angeklagten. Darunter leidet dann die eigene Moral und das öffentliche Recht. Ist das Gegenteil der Fall, dann trifft man auf so viele Schwierigkeiten, die im Handwerke selbst liegen, daß man zu eigenem und fremdem Schaden aus den Skrupeln nicht herauskommt.

Mit einem Worte, eine ganz zuwidere Geschichte, besonders bei einem Kriegsgerichte vor dem Feinde, wobei es sich um schuldig oder nichtschuldig, um Tod oder Leben dreht.

In Revigny wurde das Kriegsgericht abgehalten. Es handelte sich darum, daß ein junger Franzose einen preußischen Soldaten angefallen und thätlich mißhandelt hatte.

Der Beschädigte und einige Zeugen für denselben waren schon zur Stelle, der Beschuldigte mit den seinigen wurde auf Befehl des Gerichtsleitenden erst später vorgeführt. Das Reat war, um mich juristisch auszudrücken, zwei Tage zuvor auf einem Dorfe bei Revigny begangen worden, der Beklagte wurde auf frischer That gefaßt und sogleich eingesteckt.

In meinem Leben habe ich so etwas von Angeklagtem und ihn begleitenden Zeugen nicht gesehen!

Geführt von 2 preußischen Soldaten, deren Gewehre das aufgepflanzte Bajonett trugen, wankt anscheinend halb tot, ein noch junger, bleicher, schwarzhaariger Mann in den Tanzsaal, welchen wir zum Sitzungszimmer gemacht hatten.

Der Mann stak in schwarzem Frack und Hosen, die gestern sicher noch neu waren, heute aber die Spuren der Straße und des sehr primitiven Gefängnisses trugen. Der Hut fehlte. Von der rechten Schulter zur linken Hüfte hing die blau-rot-weiße Schärpe, wie sie von den Maires und Adjunkten getragen wird. Wir hatten also ohne Zweifel eine französische Magistratsperson vor uns. Er fiel mehr, als er sich setzte, auf einen hingeschobenen Stuhl und starrte wie geistesabwesend vor sich hin. Manchmal zuckte es krampfhaft über das sonst starre, mit aschgrauer Blässe bedeckte Antlitz.

Hinter ihm kam, konvulsivisch weinend, ein Mädchen im Brautanzuge. Zerrissen fiel ihr der Myrten- und Orangeblütenkranz über Stirne und Hinterhaupt, das weiße Kleid zeigte Schmutzflecken und Risse, von den kleinen Schuhen fehlte einer. Außerdem folgten ungefähr ½ Dutzend ältere Männer und Frauen, ebenfalls im Hochzeitsanzuge und ebenfalls mehr oder minder zerknittert und beschmutzt.

Auch sie scheinen in der vorangegangenen Nacht kein Bett gesehen zu haben.

Ich kann nur sagen, ein Bild, das trotz seiner vielleicht komischen Einzelheiten nichts weniger als zum Lachen reizte.

Man darf sich denken, daß die Verhandlung unter diesen Umständen nur mit Schwierigkeiten durchzuführen war. Der Angeklagte raffte sich aus seiner Apathie auf und verteidigte sich mit dramatischer Verve. Das war französisch. Mir wäre lieber gewesen, wenn der Mann sich weniger dramatisch gegeben hätte. Doch das lag in seiner Rasse. Die schauspielert nun einmal gern und wenn es auch auf dem Schafotte ist, wie uns die große Revolution zum öftern zeigte. Seine Vernehmung wurde vielmals durch das Schluchzen und Weinen seiner Braut und das Heulen der Anverwandten unterbrochen, die an Händeballen und Augenverdrehen das Menschenmögliche leisteten.

Nachdem alle Vernehmungen beendet waren, stellte sich die Sache wie folgt heraus:

Monsieur N. Adjunkt in H., wollte trotz der schweren Zeit nicht mehr länger zaudern, die süßen Ehefesseln sich anzulegen. Alle Vorbereitungen waren getroffen und die Hochzeitsgesellschaft befand sich auf dem Wege nach der Kirche.

Im Dorfe lag Einquartierung, welche das ihnen fremde Schauspiel geziemend anstaunten. Ein preußischer Soldat, von dem es sich herausstellte, daß er betrunken war, näherte sich der Braut, machte, neben ihr hergehend, sehr unziemliche Witze und versuchte zuletzt oder gab ihr wirklich einen Kuß.

Durch dieses freche Benehmen war der Gallentwicklung des Bräutigams genügend vorgearbeitet worden. Er konnte sich

nicht mehr zurückhalten, stürzte auf den Beleidiger seiner Braut los und schlug ihn mit einem Schlage, wie man ihn dem kleinen, schmächtigen Menschen kaum zutrauen konnte, bewußtlos nieder. Nun warfen sich natürlich die übrigen Soldaten auf ihn, es entstand ein kurzes Gerause, bei welchem die Braut und Gäste auch das Ihrige abbekamen, das durch die Dazwischenkunft einiger Offiziere seinen raschen Abschluß fand. Dies war ein großes Glück, sonst wäre der arme Bursche wohl totgeschlagen worden. Zu jener Zeit machte man nicht viel Umstände. Der Geschlagene verschwieg wohlweislich das, was zur That die Veranlassung gegeben hatte, und so stand der Adjunkt vor dem Kriegsgerichte, einen Spruch auf Leben und Tod erwartend.

Hoffnung schienen weder er noch seine Verwandten zu haben. Sie waren viel zu fanatisierte Franzosen, um vom Feinde Gerechtigkeit zu erwarten.

Der Gerichtshof zog sich zurück und das Urteil lautete, wie es unter den bewandten Umständen nicht anders sein konnte, auf — „Nichtschuldig!“ Der Angeklagte war also vollständig frei.

Keine Feder kann den Wechsel der Gefühle beschreiben, wie er sich auf den Gesichtern der Hochzeitsgesellschaft ausdrückte und vollzog. Zuerst ein Staunen, eine Art von Erstarrung, die sich jedes einzelnen bemächtigte. Dann erst erfolgte ruckweise die Umwandlung der Gesichter von Trauer zur Freude.

Ich sage ruckweise, denn ein Antlitz, das lange Zeit den Stempel des wilden Schmerzes, der Verzweiflung tragen mußte, verklärt sich nicht im Augenblicke zum Gegenteil.

Maßlos wie der Schmerzensausbruch war nun auch jener der Freude. Die Braut stürzte sich laut weinend auf ihren Geliebten und küßte ihn, der sich ziemlich ledern dabei benahm, oftmals auf Stirn und Wangen, dann stieß sie ihn auf einmal von sich und fiel einem der nächststehenden Verwandten um den Hals. Doch plötzlich schien sie sich zu besinnen, daß auch wir Schuld an ihrem Glücke trugen, und ehe sich dieser versah und abwehren konnte, hing sie an dem Halse des Vorsitzenden, der ein eigentümlich grämliches Gesicht dabei machte, was mich un=

willkürlich zum Lachen zwang. Und so ging dieses Umarmen und Küssen zwischen Braut, Bräutigam, Anverwandten und den nächststehenden Feinden in blitzähnlicher Schnelle und öfterer Wiederholung vor sich, bis auf einmal ein Kerl mit blauer Bluse in den Saal drang und mit einer Stentorstimme rief:

„Messieurs, mesdames, aux voitures!“

Nun endete die Scene unsererseits mit einem herzlichen Gelächter, denn auf den Ruf „aux voitures“ hielt die Braut mitten in einer Umarmung inne, packte ihre langen Röcke zusammen und lief, was sie laufen konnte, alle anderen, der Bräutigam an der Spitze, hinterdrein, durch den Saal und die Treppe hinunter. Bis wir uns besannen und an das Fenster traten, um zu sehen, wie die Sache ausgegangen, fuhren die Wagen schon im scharfen Trabe davon.

Das war ein Hochzeitstag, an welchen diese Leute denken werden, solange sie leben. Vielleicht vergessen sie auch die deutsche Gerechtigkeit nicht, so bedenklich sich auch manches in französischen Köpfen malt.

Würde das Ding ein klein wenig anders gelegen haben, so mußte der Urteilsspruch auf schuldig lauten, ein Urteil, das einige Stunden später mit Pulver und Blei vollzogen worden wäre.

Stelle ich mir die Situation von Braut und Bräutigam vor, wie sie eben zur Kirche gingen, dann auseinandergerissen und in das Gefängnis geworfen werden, dann letzteren vor einem Gerichte stehend, das nur die Frage Schuldig oder Nichtschuldig zu beantworten hat, so tritt das Tragische der ganzen Handlung scharf hervor.

Nicht nur mir, sondern allen Mitgliedern des Kriegsgerichtes schien es wie eine Erleichterung, milde Gerechtigkeit walten lassen zu können, einen Mann dem Leben, seiner Familie, ich möchte auch sagen, seinem Vaterland zurückgeben zu dürfen.

18. Quartiermachen im unbesetzten Chalons. Das verlassene französische Lager.

Es war am selben Tage, an welchem die Rechtsschwenkung nach Sedan befohlen wurde, was uns aber noch nicht bekannt war, als der quartiermachende Offizier der preußischen General-Etappen-Inspektion und meine Wenigkeit, gefolgt von einigen Ordonnanzen und Burschen mit Handpferden, gegen Chalons ritten, um dort für unsere Stäbe Quartier zu bestellen. Ich erinnere mich noch so lebhaft daran, als wenn es erst gestern geschehen wäre. Die Sonne brannte heiß auf uns herab, als wir auf der blinkend weißen Straße durch eine sehr unbedeutende Gegend unserm Ziele zustrebten. Dem Humore schadete aber weder Staub noch Sonnenbrand, denn Graf Keller war ein ausgezeichneter Gesellschafter, steckte voll schlechter Witze und Schnurren, an übrigem Gesprächsstoff fehlte es ebenfalls nicht.

Als wir uns Chalons auf einige Stunden genähert hatten, fiel uns auf, daß wir weder preußische noch bayerische Truppen, die doch hier herum sich entweder auf dem Marsche oder Quartier befinden mußten, zu Gesicht bekamen. Wir wußten nicht, was wir daraus machen sollten.

Ungefähr eine Stunde vor Chalons begegnete uns ein preußischer Feldpostwagen.

Neben dem Postillon mit seinem Wachstuchhute saß, gemütlich seine Pfeife rauchend, ein bärtiger Schaffner, eine Gestalt, wie man sie in diesen Kreisen so oft zu Gesichte bekommt.

„Graf Keller,“ sagte ich, „wollen wir einmal fragen, welche Truppen sich ins Chalons befinden?“

Keller wendete sich an den Schaffner in der gewünschten Weise.

„In Schalonch!“ sagte dieser und schüttelte dabei den Kopf, „in Schalonch sin gar keene Truppen!“

„Wie kommen denn Sie dann mit Ihrer Kutsche hierher?“ fragte ich weiter.

„Ich sollte von Remms (Rheims) nach St. Männerhuld (St. Ménéhould). Da habe ich mir denn etwas verfahren. Ich hatte so olle Schinders ingespannt, die in Schalonch keenen Schritt weiter jejangen sind und da habe ich mir dort uff der Märi zween frische requiriert. Truppen in Schalonch sind aber nich.“ Dann nickte der Mann uns freundlich zu, sagte: „Guten Morjen, meene Herrn.“ Der Postillon hieb den Gäulen auf die Schwänze und fort waren sie.

Ich muß gestehen, wir sahen uns beide etwas erstaunt an. In Chalons, wohin die Stäbe sollten, keine Truppen; ein Schaffner, der es als ganz natürliche Sache empfindet, in einer feindlichen Stadt, ohne alle weitere militärische Hilfe und Assistenz, zwei frische Pferde zu requirieren — das war mehr als man auf einmal begreifen kann.

Der Soldat kennt aber gegenüber einem Befehle kein Zaudern. Was wußten wir, was man mit uns oder Chalons vorhatte, also munter darauf los!

Nicht sehr erfreulich war, daß, wo wir durchkamen, die herumlungernden Bauern zusammenliefen, die bekannten, uns aber kalt lassenden bösen Gesichter schneidend und sich abwendend Verwünschungen murmelnd, die Hände in den ausgespreizten Pluderhosen, zur Seite spuckend. Derartiges war man gewöhnt worden. Man sah darin einen ganz unschuldigen Zornesausbruch und lächelte darüber. Heute schien es aber ziemlich ernstlich zu werden, denn die Blusenkerls stellten sich mitten auf die Straße und schienen nicht einmal unsern Pferden ausweichen zu wollen. Bei solchen Gelegenheiten wurde jedoch kurzer Prozeß gemacht. Der Gaul bekam einen Spornstich und der widerhaarige Gallier flog im eleganten Bogen zur Seite. Was er dann allenfalls nachschrie, darauf wurde nicht gehört.

In der Vorstadt von Chalons vermehrten sich derartiger passiver Widerstand und die erwartungsvoll herumstehenden Menschenmassen.

Hier leistete mir wieder mein Bädeker einen guten Dienst, indem ich schnell den besten Gasthof nachschlug und mittelst der Karte ohne weitere Frage den Weg dahin fand. Wir setzten unsere Pferde in Trab und kamen bald vor demselben, der auf freiem Platze, nicht weit von der Mairie gelegen war, an. Dessen Schild trug den eigentümlichen Namen: Haute mère de Dieu!

Der Gasthofbesitzer, ein artiger Mann, der sich in das Verhältnis zu finden wußte (wahrscheinlich dachte er, Deutsche sind auch Gäste wie andere Leute), gab uns seine besten Zimmer. Die Pferde wurden einstweilen unabgesattelt untergebracht, zwei Ordonnanzen stellten wir als Säbelposten an das große Thor.

Nachdem aber der Haufe aufgeregten Volkes immer größer und drohender wurde, schickten wir den Gasthofbesitzer auf die Mairie, ließen dort unsere Ankunft melden, sowie dem Maire sagen, daß wir in einer halben Stunde auf das Stadthaus kommen wollten, um die Einquartierung und Verpflegung für große Truppenmassen zu regeln. Wir ließen auch bitten, das Volk vor unserm Gasthof zum Zerstreuen aufzufordern.

Im Gasthause hatten wir erfahren, daß Tags zuvor eine preußische Ulanenpatrouille, die in die Vorstadt eingeritten war, teils getötet, teils als gefangen in das Lager von Mourmelons, woselbst sich noch französische Truppen befanden, vom Pöbel geschleppt worden sei.

Die Situation war also keineswegs ungefährlich, soviel wurde uns nach und nach sehr klar. Hier konnte nichts als außergewöhnliche Keckheit helfen.

Nachdem wir unser Äußeres nach Möglichkeit verschönert hatten, begaben wir uns zur Mairie.

Ich muß lobend anerkennen, daß der Maire von Chalons in sehr vernünftiger Weise das durch den Wirt gestellte Ersuchen um Platzräumung ausführen ließ. Als wir aus dem Gasthause traten, hatten sich die meisten Menschen verlaufen. Bis wir aber die Mairie erreichten, sammelte sich eine unangenehm johlende und schreiende Menge, aus sehr zweifelhaften

Elementen bestehend, hinter und neben uns. Ich gestehe offen, daß ich froh war, endlich das Rathaus erreicht zu haben, dessen Thore hinter uns geschlossen wurden. In diesem Augenblick dachten wir lebhaft an eine Ablieferung nach dem Lager von Chalons, allein wir beide verrieten mit keiner Miene unsere Befürchtungen.

Der Maire, umgeben von seinen Beamten, empfing uns artig. Wir erklärten ihm, vorausgesendet worden zu sein, machten die Stadt, welche im gegenteiligen Falle brennen müßte und geplündert würde, für unsere Sicherheit verantwortlich und bestellten schließlich für 10,000 bis zum Einbruch der Nacht nachrückende Truppen Lebensmittel und Quartier.

Der Maire mit seinen Beisitzern geriet in eine nicht geringe Aufregung, als er unsere Forderungen, welche wir sehr ernstlich vortrugen, vernahm.

Zehntausend Soldaten mit dem dazu gehörenden Quantum von Offizieren, Pferden u. s. w. wollten untergebracht und verpflegt sein. Noch in unserm Beisein wurden die nötigen Befehle für Bereitstellung des requirierten Fleisches, Brotes und der Fourage gegeben. Ein halb Dutzend Funktionäre machten sich an das Schreiben von Quartieranweisungen, kurzum wir sahen, daß die Bombe richtig eingeschlagen und geplatzt und wir, bis sich der Rauch verzogen, uns einer verhältnismäßig guten Sicherheit erfreuen durften.

Die Nachricht von der großen Einquartierung verbreitete sich mit Blitzesschnelle in der Stadt und trug sehr zur Beruhigung der Gemüter bei.

Wir kehrten nun wieder nach dem Gasthause zurück. Der Pöbelhaufen, der uns ans Stadthaus begleitete, hatte sich entweder verlaufen oder war zerstreut worden. So blieben wir also unbelästigt.

Im Gasthause mit dem eigentümlichen Namen fanden wir ein sehr gutes Diner vor, dem bei ebenso guten Weinen alle mögliche Ehre angethan wurde.

Ja wir begingen sogar die große Unvorsichtigkeit, nach

dem Essen ein Glas Bier auswärts trinken zu wollen und wählten hiezu eine Wirtschaft, die Graf Keller in der Nähe unseres Gasthauses entdeckt hatte.

Dort trafen wir zu unserm Glücke eine ruhige Gesellschaft aus dem Bürgerstande, die sich sehr neugierig zeigte und mit uns ins Gespräch geriet. Als wir in den Gasthof zurückgekehrt, wartete dort bereits ein Abgesandter des Maire, der sich erkundigen ließ, wann die ersten Truppen einrückten. Wir empfingen denselben sehr ungnädig und empfahlen der hohen Stadtbehörde Geduld.

So wurde es Abend. Das gänzliche Ausbleiben von deutschen Truppen und unserer Stäbe begann eine sehr unheimliche Stimmung in uns hervorzurufen, da wir dasselbe in keiner Weise zu erklären vermochten. Die Hoffnung auf Entsatz gaben wir jedoch nicht auf.

Nachts 10 Uhr kam der Maire selbst zu uns, um sich genaueren Aufschluß zu verschaffen. Wer weiß, was er sonst noch vorhatte. Sein Benehmen war nicht mehr das willige vom Vormittage, denn er schien Unrat zu wittern.

Zum Glück hatten wir vorher einen der Ordonnanz-Unteroffiziere zu Rekognoszierungszwecken in der Richtung auf Vitry le Francois entsendet.

Das Gespräch mit dem Stadtoberhaupte drohte eine heikle Wendung zu nehmen, denn dieser machte bereits sehr anzügliche Bemerkungen über Anwesenheit von Mobilgarden im Lager, steigender Erregung des Volkes, verwunderte sich darüber, daß unsere Truppen so unverlässig einträfen, da müsse wohl ein verlorenes Gefecht oder dergleichen die Schuld tragen, kurzum wir fühlten den Boden unter unsern Füßen wanken, durften aber nichts merken lassen, sondern behaupteten erneut, die Truppen würden während der Nacht einrücken.

Die Not war wohl schon sehr hoch gestiegen, als ich Hufschläge hörte und unsern rückkehrenden Ordonnanz-Unteroffizier erblickte.

Da kam mir ein rettender Gedanke. Mit einem Augen-

wink verständigte ich Graf Keller, daß ich etwas vorhabe und rief dann:

„Voila une ordonnance avec un ordre du général Commandant, je veux l'écouter!“ und eilte zur Thüre hinaus.

Mein Kamerad begriff sofort und hielt den Maire ab, mir zu folgen und die Ordonnanz näher zu betrachten.

Draußen auf der Straße und im Gasthof war schon alles stille geworden. Ich ließ deshalb den Unteroffizier mit seinem Pferde schnell in den Stall verschwinden.

Indem ich mich bemühte, mein Gesicht in ernst-freundliche Falten zu legen, da mir der ganze Auftritt immerhin auch komisch vorkam, kehrte ich in das Haus zurück und sagte zu den mich aus ganz verschiedenen Gründen neugierig Erwartenden: „Der kommandierende General schickte soeben eine Ordonnanz mit dem Auftrage, uns und der Stadt mitzuteilen, daß die Truppen erst am morgigen Vormittage einziehen würden, weil im Laufe des heutigen Tages ein siegreiches Gefecht stattgefunden hätte.“

Meine plumpe List schlug über Erwarten gut ein. Der Maire zeigte nicht den geringsten Argwohn mehr, die Zweifel, die er bezüglich eines Gefechtes kundgab, schlugen wir damit nieder, daß ihm bewiesen wurde, es sei unmöglich, bei dem herrschenden scharfen Westwind vom Kanonendonner etwas hören zu können.

Die Überzeugung des Vaters der Stadt übertrug sich leicht und schnell auf seinen Regierungsapparat und von diesem auf das Volk.

Wir konnten ruhig schlafen und thaten dies nach den Aufregungen des Tages auch mit der der Jugend eigenen Sorglosigkeit.

Des andern Tags, aber nicht gar zu früh erwachend und einen Blick auf den Platz werfend, sahen wir dort bereits die Quartiermacher eines Landwehrbataillons aufgestellt.

Nun waren wir aller Sorge ledig und konnten das Kommende in Ruhe abwarten. Graf Keller und ich feierten das freudige Ereignis sofort damit, daß wir einer jener Flaschen,

deren Inhalt auf dem Kreideboden der Champagne gewachsen war, den Hals brachen und unser gutes Glück leben ließen. Brenzlich, sehr brenzlich war die Geschichte doch gewesen.

Bis Mittag rückten einige Bataillone und unsere Stäbe ein. Ob der gute Maire seine ganzen Vorräte von Fleisch, Brot und Hafer schon diesmal los wurde, darnach fragten wir nicht mehr.

Die Mobilgarden im Lager von Chalons, das in nördlicher Richtung immerhin einige Stunden von dieser Stadt entfernt liegt, hatten sich auf die Nachricht der Annäherung deutscher Truppen in zwar nicht sehr mutiger, aber doch vernünftiger Weise verzogen. Es interessierte uns und besonders mich bedeutend, das dazumal weltberühmte Lager in Augenschein zu nehmen und wir planten deshalb einen Ausflug dahin.

Vom Gegner war nichts zu fürchten.

Ich muß gestehen, ich hätte mir etwas anderes erwartet. Mag sein, daß die ganze Anlage mehr Eindruck auf mich gemacht hätte, wäre sie von den wimmelnden Soldatenhaufen belebt gewesen, hätte ich sie erblickt, noch beglänzt von dem napoleonischen Gestirn.

So aber sah ich nur eine lange Reihe und große Anzahl kleinerer und größerer, mehr oder minder in Verfall geratener Barackenbauten, welche überdies noch sehr unreinlich gehalten und über und über in grellen Farben mit grotesken Figuren und unflätigen Scenen beschmiert waren. Die Mobilgarden mögen wohl ein gut Teil schuld gewesen sein.

Der Pavillon des Kaisers und der Kaiserin, niedere, einstöckige, wenige Zimmer enthaltende kleine Bauwerke, zu welchen Treppen hinauf führten, waren umgeben von ganz kleinen Häuschen mit niedlichen Vorgärten, welche seinerzeit von dem Hofstaate, Adjutanten, Generalen und dergleichen vornehmen Herren bewohnt gewesen sein mochten.

Der Mobilgardist hatte wüst in ihnen gehaust. Betten und Matratzen lagen zerfetzt und aufgerissen umher, elegante Möbelstücke schienen in ihre einzelnen Bestandteile aufgelöst, was

zerbrechlich war, zeigte sich mit wenig Ausnahmen in Stücken und Scherben.

Besonders roh muß es in den kaiserlichen Pavillons zugegangen sein. Hier fanden wir gar nichts mehr ganz, als ein äußerst notwendiges, reichvergoldetes Gefäß, dessen Inhalt aber nicht aus der kaiserlichen Zeit herzurühren schien. Der Abzug aus dem Lager mußte zur Mittagszeit über Hals und Kopf geschehen sein, denn die Speisen standen unberührt, angerichtet auf den Tischen oder in Töpfen auf den längsterkalteten Kochherden.

Jeder von uns suchte nach einem Andenken, das er sich mit nach Hause nehmen wollte. Unter dem Wust von in die Erde getretenen oder zerbrochenen Sachen etwas Passendes zu finden, war jedoch ziemlich schwer.

Es wurden die unmöglichsten Dinge hervorgezogen, um dann wieder bei Seite geworfen zu werden. Mir war das Glück ziemlich günstig, weil ich unter den Trümmern und Scherbenhaufen vor einem Häuschen, das einer der Marschälle bewohnt haben mußte, eine kleine, schöne blaue Vase aus Sèvres-Porzellan entdeckte, welche ich trotz ihrer Zerbrechlichkeit glücklich nach Hause brachte, und die sich auch heute noch in meinen Händen befindet.

Einen widrigen Eindruck machten die Ortschaften Grand und Petit Mourmelon mit ihren schamlos, zur Erhöhung der Lüderlichkeit der Offiziere und Soldaten angelegten Belustigungsorten verschiedenster und zweifelhaftester Gattung. In dieser Richtung weichen deutsche und französische Ansichten sowie Bedürfnisse sehr voneinander ab. Das Resultat zeigt für beide der Feldzug 1870/71.

19. Epernay.

Epernay! Du Hauptgeburtsstätte des lieblich perlenden Schaumweines; von deinen Rebenhügeln trage ich zwar kein großes Erinnern in mir, mehr aber muß ich der gewaltigen Fabriken und Kellerräume gedenken, in welchen der Saft der auf dem kalkhaltigen Boden der Champagne gewachsenen Traube künstlich zu dem gemacht wird, was in aller Welt „Champagner“ heißt.

Ich glaube, daß wenig deutsche Soldaten durch diese Stadt gezogen sind, welche nicht davon kosteten. Unter Umständen bekamen sie ein schreckliches Gebräu, anders kann man solche Sorten nicht heißen. Der gute Wein hat auch an Ort und Stelle ziemlich hohe Preise. Soviel ich weiß, stand auf dem vom Etappenkommando für Offiziersverpflegung ausgegebenen Speisezettel der Champagner offiziell verzeichnet. So gut ist es uns selten mehr geworden. Wenn man aber in Epernay nicht Champagner trinkt, wo soll man es sonst thun?

Mein Quartier war bei Moët-Chandon. Das war keine schlechte Nummer, wie ich schon aus früherer Erfahrung wußte. Das Produkt war so gut und in so reichen Mengen vorhanden, daß ich ausging, um mir einige Vertilgungsfreunde zu suchen.

Die Geister, die ich rief, ich werd' sie nun nicht los, mochte ich mit Faust rufen, denn es wurde für mich und meine Trinkgewohnheit viel zu spät, bis der letzten Flasche gründlich der Hals gebrochen war.

Zum Glücke gab es einige Unterbrechungen der Sitzung, denn auf einmal erhob sich Feuer-Alarm und ich mußte zur Brandstätte eilen. Später wurde ich von dem Hauseigentümer geholt, der mir mitteilte, daß Trainsoldaten soeben beschäftigt seien, in einem seiner Keller zu requirieren.

Die Requisition wurde derart ausgeführt, daß sie mit einem zweispännigen Wagen angefahren kamen, ein Loch in die

Kellerthüre brachen und bereits einige hundert Flaschen auf ihrem Gefährt verstaut hatten.

Dazu war wohl keine Spur von Berechtigung gegeben. Der die Requisition leitende junge Herr war sehr erstaunt, daß ich ihm allen Ernstes befahl, die Flaschen sogleich wieder an Ort und Stelle bringen zu lassen und einen Posten zur Verhütung weiteren Unfuges vor der zerbrochenen Kellerthüre aufzustellen.

Die Begriffe verwirren sich nach diesen Richtungen im Kriege leicht. Was heute bei abwesenden Eigentümern oder bei dem Vorhandensein der Notwendigkeit richtig ist, wird morgen zum Unrecht, wenn, wie oben erzählt, anderweitig für die Verpflegung gesorgt ist. Der Kellereigentümer machte nichts weiter aus dem Vorfall, sondern schenkte sogar in großer Gutmütigkeit jedem der Requirierenden einige Flaschen guten Schaumwein.

Damit haben sie wohl zufrieden sein können.

Ich hatte s. Z. in Germersheim in Garnison gelegen und zog mir das dort noch sehr häufige Wechselfieber zu. Verschiedene Jahre blieb ich davon verschont, bis, wahrscheinlich hervorgerufen durch das unregelmäßige Leben, sich in Epernay ein derartiger Anfall wieder einstellte. Man mag sich meine unangenehme Überraschung vorstellen, denn die Krankheit trat sofort sehr heftig auf. Einigemal bekam ich das Fieber, während ich ritt. Wer dies nicht erlebt hat, kann sich keine Vorstellung machen, was es heißt, alle Stadien eines heftigen Anfalls auf dem stoßenden Gaule durchzumachen. Ich fühlte mich im hohen Grade unglücklich, denn wenn es sich nicht bald besserte, wozu es aber keinen Anschein hatte, hätte ich unabweisbar ein Spital zu längerer Kur aufsuchen müssen, und das fürchtete ich wie den Teufel. Große Dosen von Chinin hatten keine Wirkung, das Fieber kam ungeschwächt wieder. Da verschrieb mir ein Arzt Arsenik, betonte jedoch dabei, ich müsse, so lange ich einnehme, den ganzen Tag über kleine Portionen Kognak trinken. In einer Pistolenholfter wurde eine Literflasche des vorzüglichen geistigen Getränkes untergebracht, außerdem trug ich eine kleine

Flasche zum Handgebrauche in der Brusttasche, und so trank ich denn munter darauf los und nahm in den Zwischenzeiten meine Tropfen. Schon nach einigen Tagen hörten die Fieberanfälle auf und haben sich bis heute auch nicht wieder eingestellt. Niemand konnte glücklicher darüber sein als ich, aber ich gestehe, ich war froh nach einiger Zeit die Kur beenden zu können, denn diese Art von Einnehmerei hatte einen den ganzen Tag über dauernden kleinen Dusel zur Folge, der auch seine unangenehmen Seiten hatte. Es scheint also, daß das kalte Fieber das Spiritussetzen nicht verträgt.

20. Die Begegnung mit Jules Favre.

Leider hatte ich nicht das Glück, die Ereignisse von Sedan mit eigenen Augen schauen zu können. Was ich davon sah, war der Abmarsch nach dieser Richtung und was rückflutete. Das hatte aber an Verwundeten, Gefangenen, Trophäen, Armeematerial und dergl. Dimensionen, wie man sie bisher noch nicht kannte. —

Napoleon saß auf der Wilhelmshöhe und schrieb wahrscheinlich schon an seiner Broschüre über die preußische Armee, da gingen die französischen Diplomaten auf Reisen und suchten ihrerseits die arg verfahrene Karre aufs Trockene zu bringen. Solche Vorgänge wurden natürlich derart arrangiert, daß sie möglichst wenig Aufsehen erregten, die Neugierde nicht unnötig stachelten und die Gefühle der Reisenden soviel als möglich geschont wurden. Ob im entgegengesetzten Falle die Frage nicht ganz entgegengesetzt behandelt und ein Unterhändler, um ihm seine Schwäche und die Stärke der anderen recht lebhaft zu Gemüte zu führen, möglichst auffallend durch das „Lager", wie ehedem im 30jährigen Kriege, geschleppt worden sein würde, wäre gerade nicht undenkbar. Wir wollen es aber mit unsern

alten, nobeln Gewohnheiten halten und auch in Zukunft dabei bleiben.

Aus Zufall kam ich dazu, den berühmten Jules Favre auf einer solchen Reise zu Gesicht zu bekommen.

Dies trug sich folgendermaßen zu. Ich war wieder einmal auf einem Ordonnanzritt begriffen, als ich einen zweispännigen, geschlossenen Fiaker im Trabe auf mich zukommen sah, auf dessen Bock neben dem Kutscher ein Unteroffizier saß. Dem Wagen voran ritt ein preußischer Major in Gala. Ohne anzuhalten, erwiderte derselbe freundlich meinen Gruß, deutete nach rückwärts und rief mir zu: „Wenn es Sie interessiert, hier hinten habe ich Jules Favre in der Kutsche!“

Daß mich der berühmte französische Staatsmann und noch dazu unter diesen Umständen sehr interessierte, dürfte nicht verwundern. Ich drehte deshalb schnell meinen Gaul dem Wagen zu und ritt einige Augenblicke neben dem Wagenschlage.

Da sah ich die Gestalt, zurückgelehnt und schlafend, halb von einem Pelzrocke bedeckt, einen alten Mann mit weißem Hauptharre und großem Backenbarte im Wagen liegen. Das sehr bleiche, faltige Gesicht zeigte alle Spuren von Ermüdung. Die schmale, rechte Hand hielt mit vollem Griffe ein beschriebenes Blatt Papier auf dem Schoße.

Neben Jules Favre, denn dies war der alte, müde Mann, saß vorgebeugt und den Blick auf die Landschaft heftend, im schwarzen Überrocke, mit sehr kurz geschnittenen Haaren, ein noch junger Herr, wahrscheinlich dessen Sekretär.

Als ich mit meiner Gestalt das Wagenfenster verdunkelte, schreckte er auf und warf mir aus seinen schwarzen Augen einen bitterbösen Blick zu, der, zum Dolch geworden, mich unfehlbar in das bessere Jenseits spediert hätte.

Lange brauchte er sich nicht über mich aufzuregen, denn, nachdem ich mit forschendem Blicke die Situation übersehen hatte, grüßte ich artig, was er mit einem sehr steifen Kopfnicken erwiderte, und setzte meinen entgegengesetzten Weg wieder fort.

Ich habe also den berühmten Jules Favre auf einer

Unterhandlungsreise gesehen, was wenige von sich sagen können. Der müde, von schwerer Sorge gedrückte Mann, den der lang entbehrte Schlaf inmitten eines Chaos folternder Gedanken überfallen haben mag, erregte mein herzliches Mitleid und ich wünschte ihm damals einen möglichst guten Austrag seiner Mission. Das heißt einen solchen, der geeignet war, beide Teile nach Möglichkeit zufrieden zu stellen.

21. Corbeil. Ich fische eine Depeschenflasche aus der Seine.

Paris war zerniert, unsere Stäbe hatten sich in Corbeil etabliert. Diese an der Seine gelegene Stadt war der Hauptsammel- und Durchgangspunkt für den südlichen Teil der Zernierungsarmee. Man kann sich wohl denken, welches Leben und welche Bewegung von an- und abmarschierenden Truppen aller Waffen, Munition- und Provianttransporten, endlosen Zügen von Kriegsgefangenen, und was nicht das wenigste war, von ebenso endlosen Zügen Kranker und Verwundeter, sich in ihr abspielte. Es gehörten starke Nerven dazu, sich durch die stets bis zur Unmöglichkeit mit Truppen, Fahrzeugen, Kolonnen u. s. w. fast verstopften Straßen zu bewegen.

Wer es nicht selbst gesehen, glaubt nicht, welche Unsummen von Menschen und Material in Anspruch genommen werden müssen, um einer Armee das Notwendige zu- und das ihr Überflüssige wieder abzuführen.

Der Maire von Corbeil war ein Herr Darblay, ein Mann von größter Respektabilität, der zu jeder Zeit in aufopferndster Weise für das Wohl seiner Stadt sorgte, dabei weder Arbeit scheute noch eigenes Vermögen schonte, sowie auch unermüdlich war, den tausend Wünschen und Anforderungen, die von deutscher

Seite an ihn, respektive die Stadt gestellt wurden, nach bester Möglichkeit gerecht zu werden.

Dieser Herr Darblay hatte große Mühlenunternehmungen nicht nur in Frankreich, sondern auch, wie man uns sagte, in Ägypten. Er bewohnte ein schönes Haus in der Stadt und besaß am Ostende ein sehr luxuriös eingerichtetes Landgut. Beide Gebäude waren von den Stäben der General-Etappen-Inspektionen mit Beschlag belegt worden. Die Einquartierten mußten aber von dem Quartiergeber unterhalten werden und so kam es, daß Herr Darblay täglich ungefähr 50 Offiziere nebst den zu den Stäben gehörenden Unteroffizieren und Soldaten zu Gaste hatte. Die Verpflegung war für die Verhältnisse sehr gut. Herr Darblay war zwar ein reicher Mann, allein den Appetit und großen Durst so vieler deutscher gesunder Mägen kann er an seinem Geldsack wohl wahrgenommen haben.

Er entledigte sich aber stets mit großer Artigkeit seiner Aufgabe und nahm, insofern er nicht zur Durchführung einer besonders schwierigen deutschen Auflage, was einigemale geschehen mußte, eingesperrt war, an der Tafel im Stadthause teil. Das Sicheinsperrenlassen dürfte aber mehr oder minder Façon gewesen sein, um gegenüber seinen Mitbürgern den Beweis zu führen, daß nur dem alleräußersten Zwang nachgegeben wurde. Herr Darblay war viel zu gescheit, um mit dem Kopfe durch die Wand rennen zu wollen.

Man sieht daraus, daß es unter Umständen sehr schwierig und kostspielig war, ein guter, französischer Patriot gewesen zu sein. Ob es ihm in gehörigem Maße auch gedankt wurde? Wer weiß! Die Welt vergißt schnell.

Meine Wohnung lag am Seine-Quai und hatte eine Lage, daß ich von meinem Fenster aus so ziemlich alle bemerkenswerten Vorgänge mit ansehen konnte.

Ein Bogen der alten, steinernen Brücke war von den Franzosen gesprengt worden, um den Deutschen den Übergang über die Seine unmöglich zu machen oder doch zu erschweren. Das war, wie so manches Ähnliche, ein recht kindliches Begin-

nen gewesen, denn die ersten Bataillone wurden auf herbeigeschafften Kähnen und Pontons übergesetzt und darauf hatten unsere wackeren Pioniere in wenig Stunden mit schnell herbeigeschafftem Material die Brücke wieder praktikabel gemacht.

Spätere Reparaturen mit Holzkonstruktionen machten die Brücke so fest, daß sie mit den schwersten Straßenlokomotiven befahren werden konnte. Es krachte und knarrte zwar, ebenso wie auf den schnell reparierten oder frisch gebauten Eisenbahnbrücken so bedenklich, daß im Frieden sich kein Mensch getrauen würde, solche Passage zu benützen. Im Kriege aber wird das Menschenleben billig und unterliegt auch vom eigenen Besitzer einer gewissen Mißachtung. Deswegen ließ man knarren und krachen und fuhr flott darüber. Kühnheit gepaart mit Vorsicht giebt immer gute Resultate. Man hörte deshalb während des ganzen Krieges, trotz der wunderlichsten Strecken- und Materialverhältnisse, von keinem nennenswerten Eisenbahnunfall.

Der Verkehr über die Seine war so großartig, daß es nicht nur aus strategischen, sondern auch aus praktischen Gründen nötig wurde, eine zweite Verbindung über den Fluß zu spannen.

Dies geschah, indem man eine Brücke, teils in Bock-, teils in Pontonkonstruktion ungefähr 500 Meter oberhalb der steinernen aufführte.

Besonders in der ersten Zeit ihres Entstehens funktionierte sie zur vollen Zufriedenheit, als aber in Folge des Eisganges Stauungen eintraten, wurde ihre Erhaltung schwierig.

Der große Verkehr verlangte eine zweite Verbindung, man besann sich also so lange als möglich, die bestehende wieder aufzugeben.

Pionier-Kommandos waren Tag und Nacht thätig, die Verbindungen der Pontons mit ihren Ankern zu regulieren, Treibeis abzulenken, die Brücke mit schweren Eisenteilen zu belasten — eine undankbare, gefährliche Arbeit.

Ende November wird es gewesen sein, da stiegen die Wasser bedeutend. Schwere Eisblöcke trieben gegen die Pontons und

Böcke, man hatte sich eben entschlossen, die Brücke abbrechen zu lassen, der Verkehr war bereits eingestellt, da — ich sah gerade von meinem Fenster nach dem Wasser, gaben die Ankerungen und Böcke nach, die Brücke bildete einen Bogen flußabwärts, die mittleren und Uferverbindungen brachen mit einem ruckweisen, zornigen Knirschen, noch ein kurzes Anhalten und majestätisch schwamm die Brücke in zwei Teilen stromabwärts, an den festen Pfeilern der steinernen Brücke, ohne dieser jedoch weiteren Schaden zu thun, zerschellend.

Wiederholtes Krachen und Knirschen, gurgelnde Laute der sinkenden Pontons, von welchen auch einzelne den Weg weiter flußabwärts fanden, und es gab eine schöne Kriegsbrücke weniger in Frankreich.

Ein sehr naturgetreues Bild in der neuen Pinakothek zu München zeigt den Truppenübergang über beide Brücken. In dem großen grauen, teilweise von einem gelben Feldpost-Wagen verdeckten Hause war meine Wohnung. Ab und zu mache ich dem Bilde einen kleinen Besuch, um mich dabei besonders lebhaft der damaligen interessanten Tage zu erinnern.

Die Seine war überhaupt sehr gefräßiger Natur.

So sah ich mit an, daß ein Telegraphen-Direktor seinen mit 2 Pferden bespannten Wagen am Quai warten ließ und sich dann gegen die innere Stadt zu begab.

Dem die Stelle des Kutschers vertretenden Trainsoldaten schien die Zeit lang geworden zu sein. Ich bemerkte, wie derselbe die Pferde an den Köpfen führend, wahrscheinlich, um sie abzuhalten, einem die Quaistraße passierenden Fuhrwerke zu folgen, gegen den Fluß wendete und sich dann ebenfalls vom Platze entfernte.

Das Quaipflaster hatte eine leichte Neigung gegen den Fluß. Wahrscheinlich aus Langeweile war eines der Pferde unruhig geworden. Der Wagen kam ins Rollen, ich sah gerade noch, wie ein Pferd hart am Rande der Quaimauer, sich vor dem Sturze fürchtend, zurückdrückte, während das andere Tier sich apathisch verhielt und sich der Gefahr, in welcher es schwebte,

augenscheinlich nicht bewußt war. Das Gewicht des Wagens schob nach, das strauchelnde Handpferd fällt vornüber und reißt den Sattelgaul und die sich überschlagende Chaise mit in den hochgehenden Fluß. —

Dies geschah natürlich alles viel schneller, als ich es hier beschreiben kann. Bevor jemand aufmerksam wurde oder rettend eingreifen konnte, war das Unglück geschehen.

Trotzdem ich keine halbe Minute brauchte, um an die Stelle zu eilen, sah ich keine Spur von Wagen und Pferden mehr. Unentwegt rollte die Seine ihre schmutzigen Wellen gegen Paris.

Der Fluß bildete für die provisorische Regierung in Tours den längere Zeit nicht beachteten Weg, um Nachrichten nach Paris gelangen zu lassen. Durch Spione wußte man von sogenannten Depeschenflaschen, in unsere Hände war aber trotz deren großen Wichtigkeit noch keine derselben gekommen. Da geschah es, daß ich gegen Ende November mit einem höheren Generalstabs-Offizier, in der Nähe von Ville neuve, entlang des schwere Eisschollen treibenden Seineflusses ritt. Zufälliger Weise erging sich unser Gespräch über Depeschenflaschen. Es mochte dies vielleicht dazu beitragen, daß ich mein Augenmerk mehr dem Wasser zuwendete. Plötzlich glaubte ich inmitten der Eisschollen einen Gegenstand zu sehen, der sich ziemlich auffallend von seiner Umgebung abhob.

Wer einmal Nattern im Wasser schwimmen sah, wird mich verstehen, wenn ich sage, das Ding schwamm wie eine Natter mit farbigem Kopfe. Manchmal wurde es durch die Schollen überfahren und unter Wasser gedrückt, aber immer kehrte es wieder zur Oberfläche zurück.

Wie gesagt, unter anderen Verhältnissen hätte ich das auf und ab tauchende, seinen Weg jedoch ungestört fortsetzende Etwas kaum beachtet, so aber wurde mir zur Gewißheit, daß wir hier eine der längstgesuchten Depeschenflaschen vor uns hatten. Ich rief dem Herrn, den ich begleitete, zu: „Das ist eine Depeschenflasche!“ sprang vom Gaule und in den Fluß und fischte die

Flasche, denn wirklich war es eine solche, aus der eistreibenden Seine. Eine leichte Arbeit war dies nicht und auf ein Haar hätten mich die kühlen Wassernixen bei sich behalten, aber außer einem starken Schnupfen, den ich wegen der Erkältung bekam, trug ich wenigstens vorläufig keinen weiteren Schaden davon.

Daß wir uns sehr über den Fang freuten, darf man glauben. Ein Säbelhieb öffnete das blecherne Behältnis, allein wie der Zufall wollte, es fanden sich nur Privatbriefe ohne allen militärischen Wert.

Damit war wenigstens bewiesen, daß es überhaupt Depeschenflaschen gab und man sicherte sich später vor denselben, indem man an verschiedenen Stellen Netze durch den Fluß spannte.

Mir hatte aber das Glück dennoch nicht recht wohl gewollt. Denn wenn statt dieser langweiligen Privatbriefe, worin z. B. eine Frau ihrem Manne mitteilt, daß sie Mutter von Zwillingen geworden oder ein Mädchen bittet, einen stehengelassenen Koffer bei nächster Gelegenheit nach Tours zu schicken, u. s. w. (lauter Geschichten, welche gar nicht geeilt hätten und nicht besonders angenehm waren) eine wichtige, militärische Maßregel Paris auf diesem Wasserwege hätte erreichen sollen, würde mein Finderlohn besser ausgefallen sein, als dies thatsächlich der Fall war.

Die Depeschenflasche hatte folgende Konstruktion.

Ein Blechgefäß, ungefähr 5 Liter haltend, ähnlich wie man es in den Haushaltungen zur Aufbewahrung von Petroleum benützt, war bis zur Hälfte mit Sand gefüllt und über diesem, fest aufliegend, ein Blechdeckel gelöthet. Dadurch ergab sich nach oben ein zur Aufnahme der Briefschaften geeigneter Raum.

Die Flasche hatte einen konischen Abschluß, auf welchem ein bewegliches, kleines Fähnchen von Blech, bemalt mit den französischen Landesfarben angebracht war. Die Sandfüllung und der luftdicht verschlossene Oberraum bewirkten, daß die Blechflasche im Wasser bis an das Fähnchen verschwand, und

stets eine senkrechte Stellung einnehmen mußte. Daher das ruhige stetige Fortschwimmen. Die kleine Fahne genügte gerade, um die Aufmerksamkeit von Eingeweihten zu erregen. Zur unrechten Stunde geschah es in diesem Falle auch für einen Uneingeweihten.

22. Ein Kapitel über französische Kriegsgefangene.

Die sonderbarsten Gefangenen sah ich, nachdem die kleine Festung Marsal übergeben wurde. Soviel ich weiß, war dort eine Station für invalide französische Offiziere. Auch diese alten Herren mußten nach Deutschland wandern. Ich begegnete dem langsam marschierenden, von bayerischen Ulanen sehr schonend eskortierten Zug bald nach seinem Ausmarsche aus der Festung. Meist waren es eisgraue Köpfe von gutem Schnitt, mit martialischen Schnurr- und Knebelbärten. Kriegerisch und gefährlich sahen sie aber dennoch nicht aus. Einer trug seinen Kanarienvogel, der andere sein feistes Hündchen, der dritte eine kleine Handtasche. Viele hatten Thränen in den Augen oder dampften wütend aus den kleinen Pfeifchen ihren Caporal. Manche aber gingen dem Kommenden apathisch entgegen. Eine Augenweide für einen Sieger bot der Invalidenzug nicht.

Was an der Südseite von Paris und in den Gefechten an der Loire zu Gefangenen gemacht wurde, kam durch Corbeil. Lange, lange Züge mehr oder minder zerlumpter und krankaussehender Offiziere und Soldaten. Dieselben wurden von deutscher Seite, im vollen Gegensatze zu der von den Franzosen beliebten Manier, so gut behandelt als nur möglich. Hatten unsere Truppen zu essen, so bekamen die Gefangenen ihren redlichen Anteil, mußten jene aber hungern, was auch vorkam,

besonders an der Loire, dann konnte dies den Gefangenen ebenfalls nicht erspart werden. Auch für Erkrankte und solche, welche ungenügende Bekleidung hatten, ist nach Kräften gesorgt worden. Gewöhnlich wurden Kirchen und derartige, leicht abschließbare Baulichkeiten zur Unterbringung während der Märsche benützt. So ein Gefangenen-Biwak in einer Kirche gewährte mir einmal einen eigentümlichen Anblick. Um den großen Raum zu beleuchten, waren an den Säulen Lampen angebracht worden. Außerdem brannten auf den ihres beweglichen Schmuckes beraubten Altären Wachskerzen auf hohen Kirchenleuchtern. Ab und zu hatte sich einer oder der andere in Besitz eines Wachsstockes oder Kerzenstumpfes zu setzen gewußt, diesen auf einen der Bänke oder gar in einem Beichtstuhl angezündet und schrieb, das Gesicht grell von der roten Flamme beleuchtet, wohl einen sehr traurigen Brief an seine Angehörigen. Auf der Kanzel hatte sich ein dicker Kürassier-Unteroffizier breit gemacht und verteidigte seine Eroberung energisch gegen jene, welche nach diesem separierten Plätzchen Verlangen trugen.

Ein ganz schwarzer Spahi, den weißen Burnus in malerischen Falten um sich geschlagen, saß mit gekreuzten Beinen mitten auf dem Hauptaltare und hieb mit einem Leuchter, den er in einer Hand hielt, auf jeden rücksichtslos ein, der Miene machte, den schönen Platz mit ihm teilen zu wollen. Es sah aus, wie wenn der Leibhaftige einen Abstecher aus der Hölle gemacht und sich hier häuslich niedergelassen hätte.

Die größte Anzahl der Gefangenen schlief auf dem ziemlich reichlich vorhandenen reinlichen Stroh. Dazwischen saßen Gruppen, bunt aus der farbenreichen französischen Armeemusterkarte zusammengewürfelt, und unterhielten sich lebhaft. Andere vertrieben sich mit einem schmutzigen Kartenspiel oder Würfeln die Zeit. Man gestattete, mit Ausnahmen, Leuten aus der Stadt den Zutritt und verwehrte ihnen auch nicht, Spenden an Speisen und Getränken mitzubringen. Besonders um letztere rissen und balgten sich die Gefangenen gewöhnlich in so roher Weise, daß nicht selten die Einmischung der deutschen Wache notwendig

erschien. Einige tüchtige Kolbenstöße, den Hauptexzedenten beigebracht, endeten gewöhnlich die Sache zur Zufriedenheit der Speise- und Trankspender. Es war eigentlich komisch, wie sich dieselben in solchen Fällen für die Hilfe bedankten, welche die Deutschen gegenüber den französischen Soldaten ihnen angedeihen ließen. Hier ging ein Priester in leisem Gespräche mit einem jungen Zuaven auf und ab, dort waren Ärzte und Damen beschäftigt, leichte Wunden auszuwaschen und zu verbinden oder Fußbekleidungen auszuteilen.

Im allgemeinen konnte man Gleichgültigkeit konstatieren, womit der Zustand, in welchem sich die Gemüter der Gefangenen befanden, wohl besser charakterisiert ist, als wenn man von Resignation sprechen wollte. Nur selten traf man auf einen Offizier oder Soldaten, dem man ansah, daß er die Gefangenschaft als ein Unglück betrachtete.

Besonders unter den Offizieren, welche von den Pariser Schlachtfeldern kamen, waren eine große Menge unverschämter, anmaßender Bursche, welche sich von aller Pflicht gegen ihre einstigen Untergebenen oder Vorgesetzten losgesprochen hatten, nur an sich selbst dachten und ein Auftreten hatten, das solchen Grundsätzen vollständig entsprach. An energischer Behandlung solcher Herren fehlte es deutscherseits dann auch nicht. Unter den Gefangenen von Weißenburg und Wörth, sowie unter den Marinesoldaten traf man die größte Anzahl gebildeter Offiziere und anständiger Soldaten.

Die meisten waren froh, durch die Gefangenschaft der Misère des Krieges entronnen zu sein. An zahlreichen Belegen für diese Behauptung fehlt es nicht. So war ich anwesend, wie der Adjutant des Etappen-Kommandos in Corbeil eines Tages einen Transport von 360 Gefangenen übernahm, die Leute abzählte, wie sie in die zu ihrer Aufnahme bestimmte Kirche eintraten und dann eine Wache vor und in dieselbe stellte.

Des andern Tags begegnete ich jenen. Da kam er auf mich zu und rief ganz aufgeregt:

„Denken Sie, was mir passierte! Sie waren gestern selbst

anwesend, als ich die 360 Gefangene abzählte. Wenn ich mich auch, was ich nicht leicht zugeben kann, um einen oder zwei verzählt haben sollte, so ist dies für eine größere Differenz ganz unmöglich! Als ich aber heute Morgen den Transport wegen Übergabe vor dem Abmarsche nachzählte, waren es statt 360 ganze 420 Mann! Was wollte ich machen? Heraussuchen konnte ich das Plus nicht, schrieb also auf den Rapport: Neu zugegangen: 60 französische Soldaten." —

Auch mir war für den Augenblick die Sache unerklärlich. Später aber wurde ich durch Franzosen selbst aufgeklärt und die Lösung war sehr einfach, aber natürlich.

In den häufigen Gefechten vor Paris und an der Loire drückte sich oder entkam so mancher, der nicht zum Gefangenen gemacht wurde. Diese strebten meist in Verkleidung ihrer Heimat zu. Dort waren aber durch die deutsche Invasion die Verhältnisse andere geworden. Unterhalt oder Verdienst zu finden, war in den meisten Fällen unmöglich. Da begann für diese Leute die Not und der Mangel neben der Gefahr, doch als französischer Soldat verraten zu werden. Sie betrachteten die Gefangenschaft als augenblickliche Versorgung und schlossen sich bei Gelegenheit einem der einzelnen Transporte an. Gar zu genau ging es in Bezug auf die Anzahl bei denselben nicht her. Das Entlaufen war seltener als das Zulaufen.

In Pithiviers, nördlich von Orleans, sah ich eines Abends einen langen Zug von Kriegsgefangenen durch den Ort marschieren.

Die Anzahl der Gefangenen war groß, die Bewachungsmannschaft sehr klein, der Marsch lang und diesen Umständen entsprechend dehnte sich auch die Kolonne in die Länge. Die Bewohner standen unter den Thüren und sahen mitleidig unter Thränen auf die Eskortierten, reichten denselben auch im Vorübergehen Brot und Wein, was ihnen gewöhnlich roh und ohne Dank aus der Hand gerissen wurde.

Sehr spät, als schon der ganze Transport durchgezogen war, kam, stark hinkend, ein französischer Infanterist in großer Eile nach.

Ich sehe ihn noch vor mir mit seinem hochbepackten Tornister, auf den er zum Überflusse eines der großen, runden, durchlochten französischen Waizenbrode geschnallt hatte. Ein ebensolches trug er unterm Arme. Die Leute riefen ihm dringend zu, dazubleiben, der Transport sei schon durch, man merke seine Abwesenheit nicht und dergleichen.

Aber der wackere, pflichtgetreue Mann ließ sich nicht irre machen. Sich mit der einen Hand fest auf den Stock lehnend, um das stark hinkende Bein zu unterstützen, winkte er, sein zweites Brot dazu benützend, energisch jenen Versuchern ab und rief wiederholt, indem er dabei sein stark gerötetes Haupt schüttelte: „Non! Non! Non! je suis prisonier!“ und fort eilte er, verschwindend in der Abenddämmerung, seinen gefangenen Brüdern nach. —

Tags zuvor ritt ich gegen La Ferté alais. Die Straße führte durch ein hügeliges, stark koupiertes Terrain. Da gewahrte ich eine große Hammelherde, wie solche vom Süden gegen Paris getrieben wurden. Daran würde nichts besonders gewesen sein, wenn ich nicht an der Spitze derselben einen Zuaven bemerkt hätte, der, nach Schäferart pfeifend, die sanften Tiere hinter sich herlockte.

Besonders merkwürdig war die Ausrüstung des Franzosen. Er trug einen bayerischen Tornister aufgeschnallt, dazu Säbel und Patronentasche, ein Werder-Gewehr und eine dicke, wollene Decke, in welche augenscheinlich verschiedene nützliche Gegenstände gewickelt waren. Der Mann war bepackt wie ein Kamel.

Als er an mir vorbeikam, lüftete er freundlich sein Käppi und bot mir einen schönen „bon soir!“

Ich betrachtete, sprachlos über diese Zusammenstellung, den Mann und wendete mich dann ziemlich erregt an eine Gestalt, welche ich in ihren Grundelementen für etwas Militärisches hielt, deren Äußeres aber eine freie Behandlung dieser Frage zeigte. Denn auf einem sehr gesunden Kopfe saß eine schwarzseidene Metzgermütze, wie solche in Frankreich allgemein von derartigen Fachmännern getragen werden. Die Krawatte war

abgeschnallt und baumelte in einem der oberen Knopflöcher des Mantels, unter welchem man eine dunkle Wolljacke erblickte. Unten ließ das sichtbare, hellblaue Beinkleid auf einen bayerischen Soldaten schließen. Eine dampfende, kurze Pfeife vervollständigte die sonderbare Ausrüstung.

„Was treibt ihr denn da, ihr Kerls; ich glaube, ihr maskiert euch!“ rief ich ihm zu.

„Na, Herr Leidnand, mir maskieren uns net,“ antwortete er sichtlich unangenehm berührt von meinem Verdacht im reinsten Oberbayerisch.

„Was ist denn das für einer da vorne?“

„Dös is a Zuhaff, Herr Leidnand!“

„Wie kommt denn ein Zuave zu der Herde?“

„Ja wissen's, Herr Leidnand, i g'hör zur Verpflegs-abteilung N. X. Und an Kameraden hob i a g'habt. Mir hätt'n die Schaaf mitanander treib'n soll'n. Er is aber krank worn und hat's nimma dermach'n kinna. Da hab i mir halt unter dene G'fangt'n an Metzger rausklaubt. Guat treib'n thuat a, bal besser als der arme Jackl. Und mei Sach will er a trag'n, hat er g'sagt. Sehngs, Herr Leidnand, so is die G'schicht. Guat'n Abend, Herr Leidnand!“

Und dabei zog er seine schwarze Mütze, steckte sich die Pfeife in den breiten Mund und folgte „der weidenden Herde“.

Wer mich damals hätte betrachten können, würde bemerkt haben, wie ich noch lange kopfschüttelnd dieser Auffassung von Armeeverproviantierung und moderner Sklaverei nachsah.

Was wollte ich auch machen? Stundenweit reiten und den Treiber wegen unbefugter Zuavenbenützung verklagen, oder statt des letzteren die Führung selbst zu übernehmen, oder das Ding gehen zu lassen, wie es eben im Gange war? Ich entschloß mich zu diesem und ritt meines Weges weiter. Wie ich später hörte, ist die große Hammelherde sicher in Corbeil eingerückt. Der „Zuhaff“ hatte sich also ganz anständig benommen und verwendbar gezeigt.

23. Aus den Spitälern.

Naturgemäß sammeln sich in einer gewissen Entfernung hinter der operierenden Armee die Verwundeten und Kranken an. Soviel als von diesen aus dem Ansammlungsrayon überhaupt entfernt werden kann, wird mit allen verfügbaren Mitteln weiter geschafft. Je näher dies gegen die Heimat zu geschieht, desto angenehmer gestaltet sich gewöhnlich das Schicksal der Kranken, da es dort möglich ist, ihnen bessere, aufmerksame Pflege und reichlichere Verpflegsmittel zuzuwenden. Aber bis es möglich ist, haben die Armen so manche herbe Prüfung durchzumachen.

Das Aussehen eines stark belegten Spitals in Feindesnähe ist deswegen meist ein viel unangenehmeres als dies bei einem solchen in weiterer Entfernung der Fall zu sein pflegt.

Fast alle Verwundeten und Kranken werden in sehr herabgekommenem Zustande eingebracht. Die bösen Feldzugsseuchen, Typhus, Dysenterie und Cholera, von welch letzterer wir glücklch verschont blieben, drücken sich in den Gesichtern und Gestalten der davon Befallenen mit großer Schärfe aus. Bei dem bedeutenden Zudrange kann die sonst versöhnend wirkende, peinliche Spitalreinlichkeit nicht Platz greifen, und so entsteht ein Bild, das düstere Schatten zeigt.

Das einzige Mittel, derartige Zustände zu verbessern, die Gefahr zu verringern, ist die Evakuation. Nach Schlachten, bei auftretenden Seuchen, zeigen sich alle für solche Zwecke verfügbaren Sanitäts-Fuhrwerke in ungenügender Menge vorhanden. Jeder Wagen, gehöre er nun zum Armeefuhrwerk oder sei es ein requirierter Bauernkarren, wird diesem Zwecke dienstbar gemacht. Alle zur Neufüllung rückgehenden Proviantkolonnen werden mit Kranken und Verwundeten beladen. Die Eisenbahn schafft endlich deren nach Hunderten und Tausenden in die Heimat zurück.

Solche Krankenkolonnen machen auf einen Menschen, dem

das Gefühl noch nicht erstorben ist, einen wehmütigen Eindruck. Eingehüllt in Decken und Mäntel sitzen, liegen oder hocken die blassen, schlotterigen Gestalten oft in den merkwürdigsten Weisen auf den überfüllten Wagen. Die meisten zeigen aus der körperlichen Schwäche hervorgehende völlige Teilnamslosigkeit. Ab und zu sieht man einen Leichtverwundeten, der die Sache auch leichter nimmt, sich mit seinen Nachbarn unterhält und dabei raucht. Sonst aber hört man selten sprechen, desto mehr jedoch seufzen und wimmern. Solchen Transporten werden wohl Ärzte und Krankenwärter beigegeben, aber deren Hilfeleistung hat bei den ungenügenden Mitteln und bei der großen Anzahl der Schutzbefohlenen wenig praktischen Wert. Das Schreckliche muß überstanden werden. Wer dies nicht kann, der fällt als Opfer jener Verhältnisse, die sich eben im Kriege nicht vermeiden lassen, zu dessen Schauerseiten sie aber gehören.

Neben dem ärztlichen Personale haben sich im Kriege von 1870 die Samariterdienste thuenden Diakonissinnen und barmherzigen Schwestern hervorgethan. Ich habe sie stets bewundert und hochgeachtet, diese selbstlosen, liebenswürdigen Geschöpfe, wie sie in unermüdlichster Thätigkeit das Maß ihrer Pflichten nicht nur erfüllten, sondern hoch überschritten. So manche fiel auch als Opfer ihrer treuen Pflichterfüllung. Was diese schwachen Körper an Strapazen, an Nachtwachen, in der Bewältigung gänzlich ungewohnter, schwerer, oft ekelhafter Arbeiten leisteten, beschreibt keine Feder. Tausende danken Leben und Gesundheit dieser liebevollen Pflege, wie kein männliches Geschöpf, und würde es sich auch auf das Äußerste bemühen, sie je leisten kann. Damit möchte ich jedoch das Verdienst der Männerorden angehörenden Krankenpfleger und jener, welche freiwillig diese Pflicht übernahmen, nicht im geringsten schmälern.

Meiner Hochachtung gegen die Krankenpflegerinnen suchte ich hauptsächlich dadurch praktischen Ausdruck zu geben, daß ich meinerseits jede Gelegenheit aufsuchte, um ihnen eine Förderung oder Gefälligkeit zu erweisen. Zum Glücke waren solche Gelegen=

heiten nicht selten. Einmal hätte mich dies aber fast Wagen und Pferde gekostet.

Ich fuhr nämlich mit einem Auftrage nach einem bei Corbeil gelegenen kleinen Ort. Auf dem Rückwege bemerkte ich zwei barmherzige Schwestern, die, beladen mit schweren Reisesäcken, mühsam die sehr schmutzige, schlechte Straße heraufkamen. Ich ließ halten und fragte die Damen, wohin sie zu gehen beabsichtigten. Da nannten sie mir ein ungefähr 4—5 Stunden entferntes Feldspital. Die armen Dinger mit ihren Lasten schwer bepackt und ganz allein den weiten Weg machen zu lassen, erschien mir, auch in Rücksicht auf das sich in der Gegend herumtreibende Gesindel, barbarisch. Leider konnte ich wegen Zeitmangel sie nicht selbst an Ort und Stelle bringen, stieg also aus und bot ihnen meinen Wagen an. Sie zögerten, denselben zu benützen, als sie aber einmal fest darin saßen, glänzten mir ein paar sehr zufriedene, dankerfüllte Gesichter entgegen.

Daß ich den Schwestern den Wagen lieh, war eine unbedeutende Sache, da es für mich eine Kleinigkeit war, die Stunde Weg, die ich noch nach Corbeil hatte, zu Fuß zu gehen. Allein unangenehm war es mir, als zur gehörigen Zeit der Wagen nicht zurückkehrte. Ich dachte natürlich an alle möglichen Unglücksfälle, konnte aber nichts weiter erfahren.

So vergingen 3 ganze Wochen, als endlich der Wagen in sehr benütztem Zustande, mit gänzlich abgetriebenen Pferden, wieder vor meiner Thüre stand.

Was der Kutscher, ein biederer Landwehrsoldat, mir mitteilte, erklärte bei den damaligen Verhältnissen wohl dessen lange Abwesenheit.

Nachdem die Nonnen abgesetzt waren, traf er nämlich auf einen verwundeten preußischen Oberst, welcher nach Lagny wollte. Halb mit Güte, halb mit Gewalt bemächtigte sich dieser des Wagens. Was konnte der arme Kerl von Landwehrsoldat dagegen machen? Darauf preßten in Lagny zwei oder drei Offiziere den Kutscher zur Fahrt nach Versailles. Von dort, wo das Fuhrwerk sehr selten war, kam es nach der Nordfront von

Paris u. s. w. Und so wanderte der Wagen mit Güte, List und Gewalt alle möglichen Wege, nur nicht jene, welche er eigentlich machen sollte. Zuletzt riß aber dem Kutscher die Geduld und bei Nacht und Nebel packte er auf und steuerte Corbeil zu, das er auch ohne weiteren Unfall wieder erreichte. Das waren eigentlich ganz unrechtmäßige Vergewaltigungen, machen ließ sich nachträglich nichts dagegen und ich war nur froh, Wagen und Pferde, königliches Eigentum, wieder in Besitz zu bekommen.

Dieser Kutscher war ein Landwehrmann aus Kochel am Kochelsee, ein origineller und treuer Bursche. Irgendwo hatte er ein junges weißes Angorakätzchen aufgegabelt, das er mit vieler Liebe pflegte und das bei allen Märschen in einem Kanarienvogelkäfig untergebracht wurde, der unterm Wagen baumelte. So machte das Tierchen die ganze französische Reise mit, um am Schlusse von seinem Herrn als teuerstes Andenken an Frankreich mit nach Kochel genommen zu werden.

Doch nicht alle weiblichen Wesen, welche sich der Krankenpflege widmeten, zeigten die gleiche, aufopferungsvolle Hingabe an die freiwillig übernommenen Pflichten.

Romantische Ideen, die sich bei dem zarten Geschlechte nicht selten zeigen, bewogen gar manche, Haus und Familie zu verlassen, um der Armee als Krankenpflegerin zu folgen.

Da gab es junge und alte, schöne und solche, welche auf diese Eigenschaft nur teilweisen Anspruch erheben konnten. Die meisten hatten sich die Angelegenheit ganz anders vorgestellt als diese sich in Wirklichkeit ergab. Ja, die Naivität ging so weit, daß einzelne mit dem festen Vorsatze gekommen waren, ausschließlich junge Offiziere zu pflegen, als ob man sich das so nach Behagen heraussuchen könnte. Mit der Pflegeleistung war ein großes Quantum wirklicher Arbeit und Strapazen verbunden, welche sie nicht gewohnt waren und nicht gelernt hatten zu ertragen. Der ganze Schwarm ergoß sich über die große Zahl der entweder in den Etappen-Orten oder vor Paris etablierten Spitäler.

Vor der grauenhaften Wirklichkeit erblaßten oft nur zu schnell die romantischen Ideen und gar bald trat bei vielen der Rückschlag dahin ein, daß sie entweder schleunigst den Nachhauseweg antraten oder die unangenehmsten Arbeiten auf andere, willigere Schultern abzuladen versuchten.

Es gab welche, die überzeugt waren, vollständig ihre Pflicht gethan zu haben, wenn sie im eleganten Morgenrocke die Kranken besuchten, da und dort ein Stündchen verplauderten oder Bibeln und Traktätchen verteilten. Dadurch wurden aber in den zu Spitälern eingerichteten Häusern und Schlössern der Raum beschränkt, denn solche Damen wollten wohnen und das gerade nicht schlecht, auch essen wollten sie und daran war kein Überfluß vorhanden. Kurzum, es stellten sich im Laufe der Zeit so viel Unzuträglichkeiten heraus, daß man suchte, mit thunlichster Schonung der Gefühle, solche Damen zur Aufgabe ihrer Beschäftigung zu veranlassen.

Ich selbst hatte einmal eine derartige Mission auszuführen, wobei ich trotz ausgesuchtester Artigkeit nicht mehr von der Stelle wich, bis die Damen mit sämtlichem Gepäck in den bereits von mir mitgebrachten Wagen saßen und nach Lagny zur Heimfahrt unterwegs waren.

Damit soll nicht gesagt sein, daß sämtliche freiwillige Pflegerinnen unter die obengenannte Kategorie gehörten. Viele verdienen gleich den Diakonissinnen oder Ordensschwestern das höchste Lob. Den letzteren gebührte jedoch die Palme, da sie die Krankenpflege nicht nur zu ihrem Lebenszweck erhoben hatten, sondern auch die für diese Aufgabe unumgänglich notwendige Schulung bereits mitbrachten, welche sich die anderen meist erst mühsam erwerben mußten.

In der Nähe von Corbeil befanden sich verschiedene Spitäler. Gewöhnlich wurden hiezu etwas abseits, aber sicher gelegene kleine Ortschaften herausgesucht, in denen eine große Menge schöner, schloßähnlicher Gebäude zu finden waren, die meist reichen Parisern gehörten. Mein Dienst brachte es mit sich, daß ich oft in denselben verkehren mußte. Bei einer solchen

Gelegenheit lernte ich einen jungen leichtverwundeten preußischen Offizier kennen, den ich in der Folge öfters besuchte und für welchen ich verschiedene Aufträge besorgte.

Eines Tages ließ mir die Oberin des Spitales sagen, ich möge meinen Freund, der schwer erkrankt sei, auf dessen Bitte besuchen. Schon den nächsten Nachmittag benützte ich die mir gegebene freie Zeit und ritt nach dem Spitale.

Die Oberin empfing mich an der Thüre, teilte mir mit, daß mein Freund, der sehnlichst mich zu sprechen wünsche, schwer an den schwarzen Blattern erkrankt sei und aller Voraussicht nach bald sterben würde. Unter solchen Verhältnissen müsse es mir wohl überlassen bleiben, ob ich zu ihm hineingehen wolle oder nicht, da die Ansteckungsgefahr sehr groß sei.

Diese Nachricht ergriff mich tief. Ich hatte den jungen Mann im Zustand der besten Genesung erst vor kurzer Zeit verlassen und nun lag er an der heimtückischen Krankheit im Sterben. Ich zauderte keinen Augenblick einzutreten und fand ihn, Kopf und Hände zu einer unkenntlichen Masse verschwollen, dicht mit eiternden schwarzen Pusteln bedeckt, in Fieberphantasien daliegen. Unser Herantreten an sein Bett schien ihn wieder zum Bewußtsein gebracht zu haben, denn er winkte leicht mit einer Hand und flüsterte mir in vielen Absätzen die Bitte zu, ihm seine Papiere (er hatte eine Braut) besorgen zu wollen. Der Mann war völlig gefaßt, sterben zu müssen. Ich mußte mir ungeheuere Gewalt anthun, meine hochschmerzlichen Gefühle zu verbergen. Zuletzt sagte er Adieu und reichte mir dabei seine verschwollene, von Eiterpusteln bedeckte Hand. Das war ein Augenblick, der eine große Anforderung an meine Selbstüberwindung stellte. Soll ich dem Sterbenden die bittere Enttäuschung bereiten, daß ich seine dargereichte Hand zurückweise oder soll ich sie ihm, aller Ansteckungsgefahr zum Trotze, drücken? Diese Gedanken schossen mit Blitzesschnelle durch mein Gehirn. Aber ich legte meine Hand in die des Sterbenden und wandte mich dann zum Gehen, da ich meine starke Bewegung nicht weiter unterdrücken konnte. Vor der Thüre kam ich mit der

Oberin und einigen Offizieren ins Gespräch und ich vergaß ganz, wie ich mir vorgenommen hatte, meine Hände zu waschen. Auf dem Pferde beim Heimritt dachte ich wohl wieder daran, kam aber erst in Corbeil dazu. Das war sicher auch eine Art von Gefahr, der ich gnädig entging.

24. Tote Kameraden als Stubengenossen.

Einmal hatte ich eine sehr sonderbare Einquartierung. Pietätvolle Gesinnung und die Liebe überwanden oft große Schwierigkeiten, den gefallenen Söhnen, Brüdern, Gatten, ein Grab in heimatlicher Erde zu geben, um den Ruhestätten der Braven näher sein zu können.

Nicht selten schienen sich solchem Vorhaben schwer übersteigliche Hindernisse entgegenzustellen. Dazu gehörte, daß der Begräbnisplatz im Feindesland oft nicht genau bekannt war und die daraus folgende Unsicherheit der Leichen-Agnoszierung. Häufig auch die Unmöglichkeit, sich geeignete Transportmitel zu verschaffen.

Liebe und Geld überwinden viel. Wer nicht selbst zum Abholen kommen konnte, fand Persönlichkeiten, welche den Leichentransport als eine Art von Geschäft betrieben. Dann aber wurde die traurige Angelegenheit auch als solches behandelt.

Eine derartige Situation mochte gegeben sein, als ich eines Abends von meinem Fenster aus auf dem Seinequai unter anderen dort aufgestapelten Fuhrwerken einen ausgespannten französischen Karren bemerkte, auf dem drei Eichensärge geladen waren.

Die Jugend von Corbeil dürfte durch den Krieg verwilderter geworden sein, als sie sonst zu sein pflegte, denn ich bemerkte, daß sich eine Anzahl junger Burschen an dem Wagen zu schaffen machte und rohe Scherze mit den Särgen, auf welchen sie herumstiegen, trieb.

Dadurch erregt, rief ich meinen Burschen und befahl ihm, dafür zu sorgen, daß die Särge den Jungens aus den Klauen geräumt, richtig untergebracht und, bis dies geschehen könne, in das Haus, das einen großen Thorweg hatte, gestellt würden. Die Ausführung meines Befehles konnte ich nicht abwarten, da ich schnell abgerufen wurde.

Erst spät in der Nacht kehrte ich wieder heim und hatte auch die Särge bereits vergessen.

Meine Wohnung war im Parterre=Raum und bestand aus einem Vorzimmer, in welches man vom Hausgang aus gelangen konnte, und einem daranstoßenden großen Gemach, in dem ich schlief und zugleich mich aufhielt, wenn ich zu Hause war, was nicht sehr häufig vorkam.

Kenne ich eine Lokalität genau, so vermeide ich gewöhnlich bei nächtlichem Betreten derselben, mich eines Lichtes zu bedienen.

So geschah es auch in jener Nacht. Als ich die Thüre des Vorzimmers öffnete, gewahrte ich eine dunkle, unbekannte Masse vor mir. Ich dachte: „Was mag der Michel wohl wieder hereingestellt haben" und zündete dabei das Licht an.

Mein Staunen ist schwer zu beschreiben, als ich in der dunkeln Masse die 3 Särge vom Quai erkannte.

Die Namen der toten Offiziere waren mit halbverwischter Kreide auf die Kopfenden der Särge geschrieben und ich las zwei, deren Besitzer ich vor dem Feldzuge als sehr liebe Kameraden gekannt und mit denen ich oft verkehrt hatte.

Nun war mir alles klar. Meinem hellen Michel schien der Hausflötz nicht sicher genug und darum stellte er die Särge ohne weiteres in mein Zimmer. Er selbst brauchte ja nicht dabei zu schlafen und an meine Gefühle schien er nicht gedacht zu haben.

Was wollte ich machen? Spät in der Nacht noch Leute aufzutreiben, welche die schweren Eichensärge hinausschafften, war so leicht nicht möglich. Ich fand mich also in das mir von Michel bereitete Schicksal und legte mich zu Bette, überzeugt, daß mich die tiefen Schläfer nicht stören würden. Und so kam

es auch. Mein gesunder Schlaf half mir bald über die unangenehme Situation weg und ich erwachte erst, als der seine Särge suchende französische Fuhrmann vor meinem Fenster ein lautes Geschrei erhob.

Durch Michels freundliche Auskunft wurde der Mann dann auch bald beruhigt.

25. Der Doktor reitet. Eine Fasanenjagd und ihre Folgen. Ueber den Train.

Neben solchen Vorgängen düsterer Art fehlte es aber auch nicht an solchen, welche mehr heiteren Inhalt hatten.

Da wohnte im Hause mit mir ein junger Arzt. Wir hielten gute Kameradschaft und verplauderten manche freie Stunde in angenehmster Weise miteinander.

Einmal des Nachts erwachte ich, weil dicht vor meinem Fenster sich Pferdegetrappel hören ließ und bald darauf kräftig an die Hausthüre gepocht wurde. „Welcher Teufel wird wieder los sein,“ war mein erster Gedanke. Nachdem sich niemand im Hause rührte, das ungeduldige Pochen jedoch nicht aufhörte, öffnete ich mein Fenster und unterschied in der regenschwarzen Nacht zwei Ulanen mit ihren langen Lanzen, von denen einer ein Handpferd am Zügel führte.

Nun entspann sich folgendes Gespräch:

„Was wollen Sie hier?“

„Ich habe vom Herrn Oberstabsarzt Dr. N . . . . den Auftrag, den Herrn Dr. N. (meinen Freund) mit nach X. an der Seine zu nehmen. Unser Arzt ist selbst krank und kann einen Mann, dem ein Bein abgeschlagen wurde, deswegen nicht verbinden.“

„Warten Sie, mein Sohn, ich will Ihnen den Herrn Doktor herunterbesorgen," sagte ich und freute mich sehr des köstlichen Spaßes, den Doktor, der mir seither hartnäckig verweigert hatte, ein Pferd zu besteigen, nun auf diese gewaltsame Art dazu zu bringen.

Der Medikus lag in tiefem Schlafe und ich mußte sehr deutlich werden, bis ihm klar wurde, was ich von ihm wollte.

Seine Antwort war ein sehr kategorisches „Nein!" „Es fiele ihm gar nicht ein, bei Nacht und Nebel nach X. zu reiten. Wenn die Ulanen ihre Knochen brechen, so sollten sie sehen, wie sie dieselben wieder zusammenbrächten!"

Darauf entgegnete ich ihm, daß hier ein strikter Befehl seines Vorgesetzten vorliege. Wenn er in diesem Falle den Gehorsam verweigere, würde er vor ein Kriegsgericht kommen.

Meine Gründe mußten überzeugender Natur sein, denn er begann langsam aufzustehen und ich vervollständigte seine Reittoilette dadurch, daß ich ihm die Spazierbeinkleider mit Bindfaden über den Stiefeln zusammenband.

Widerwillig war er im höchsten Grade, aber ich brachte ihn doch bei immerwährendem Zusprechen und an sein Ehrgefühl appellierend die Treppe hinunter und vor die Pferde. Hätte ich ihn hier aber nicht festgehalten, wäre er spornstreichs ausgerissen.

„Mein Sohn," sagte ich zu dem einen Ulanerich, der das Transportkommando hatte, „mein Sohn, geben Sie wohl acht. Der Herr Doktor ist kein guter Reiter, er hat aber große Anlagen. Sie müssen deshalb ganz sachte reiten, damit er nicht herunterfällt."

„Zu Befehl, Herr Leutnant," entgegnete dieser, „wir werden ihn zwischen die Pferde nehmen!"

Nach mehreren vergeblichen Anstrengungen — ich hatte gehoben, der zweite Ulane von seinem Pferde aus den Doktor gezogen — saß dieser in nicht sehr vertrauenerweckender Weise auf dem hohen Ulanenrosse, das ein sehr vernünftiges Tier zu sein schien.

Nachdem ich dem Opfer die Pistolenholfter als jene Widerstandspunkte bezeichnet hatte, welche der auf einem ungewissen Vieh sitzende Reiter sehr hoch schätzen darf, und der Doktor dieselben fest mit beiden Händen gefaßt hatte, ließ ich die sonderbare Kavalkade abreiten.

Kurze Zeit bewegte sich dieselbe im Schritt, plötzlich aber hörte ich durch die rabenschwarze Nacht eilende Hufschläge und konnte eine jammernde Stimme unterscheiden, welche kläglich: Oh! oh! oh! rief. Hufschläge und Stimme wurden schwächer und schwächer, endlich hatte die Nacht alles verschlungen.

Ungefähr um Tagesgrauen wurde ich nochmals vom Pferdegetrappel geweckt. Ein Ächzen, etwas wie einen Fall, darauf hörte man Fluchen, die Hausthüre wurde zugeschlagen und jemand schien sich die Treppe heraufzuschleppen.

Ich war froh, daß sie den Doktor wieder ganz gebracht hatten, dem ich übrigens den nächtlichen Ritt von Herzen gönnte. Wie oft hatte er mir höhnisch nachgelächelt, wenn ich zu später Stunde noch zu Pferde mußte.

Bei meinem Besuch, den ich später mit mitleidiger Miene machte, wurde ich gar nicht gut aufgenommen. „Die Zeit wird das Reitweh und die abgeschundene Haut heilen," dachte ich mir und überließ den Arzt seiner Selbstkur, welche er auch ungefähr 8 Tage lang gründlich übte. Ungefähr solange war er unsichtbar.

Der nächtliche Vorgang hatte aber zur Folge, daß er nun ein eifriger Reitschüler wurde, der es auch ohne Anwendung jener Michel'schen Methode bald zum festen Sitze auf dem Gaule brachte.

In Corbeil erfreuten wir uns einer verhältnismäßigen Ruhe, welche sich bis auf die Pferde der General-Etappen-Inspektion erstreckte. Meine Sache war es auch, dafür zu sorgen, daß diesen die nötige Bewegung gemacht wurde, um sie und das Personal in Schwung zu erhalten. Da wurden denn die schweren Wagen etwas in der Umgebung herumgefahren oder die leichteren

Pferde an Chaisen zwei= und vierspännig eingespannt. Teils der Sache, teils der Unterhaltung zuliebe kutschierte ich meist einen der vierspännigen Wagen selbst. Das Alleinfahren wurde mir im Laufe der Zeit zu langweilig und ich suchte nach passender Gesellschaft, die ich darin fand, daß ich ein Dutzend oder mehr der Nachbarskinder zu solchen Spazierfahrten einlud. Dadurch gewann ich mir, ohne daß ich dies wollte, die Herzen aller beteiligten Mütter. Wenn die Zeit der Fahrten heran= rückte, wartete eine ganze Schar junger Französleins beiderlei Geschlechts sehnsüchtig darauf, von mir mitgenommen zu werden. Zuletzt hätte ich der doppelten Anzahl von Wagen bedurft. Nicht selten kam es vor, daß noch während der Fahrt auf den vollen Wagen ein Kind zum Mitnehmen heraufgereicht wurde. Und damit unterhielten wir uns prächtig, die Kinder und ich selbst.

Von jeher hatte ich eine große Freude an der Jagd gehabt und bin diesem Vergnügen, wo und wann es mir möglich war, auch in Frankreich nachgegangen.

Nach kurzer Zeit der Anwesenheit in Corbeil war ich darüber orientiert, daß die Umgegend ziemlich reich an Fasanen und Rebhühnern war.

Schon mehrmals hatte ich kurze Jagdzüge unternommen, die alle von ziemlichem Erfolg begleitet waren, welcher dann unserem Menu zu gute kam.

Eines Nachmittags war ich wieder auf der Ostseite der Stadt jagen gegangen. Nicht weit von der großen Straße wechselten Waldstreifen mit Weizen= und Hirsfeldern. Eine Lage wie sie der Fasan sehr liebt. Nach kurzem Umher= streifen — mein Wagen wartete mit dem Burschen an einem der Waldränder — brachte ich ungefähr ½ Dutzend der sehr angenehmen Vögel zur Strecke, auf welche ich in kurzen Zwischen= räumen, weil sämtliche in einem großen Hirsfelde vor mir auf= standen, vielleicht 10 Schuß abgegeben hatte. Ich glaubte wäh= rend dessen von der Straße her ein ziemliches Gepolter und

Fahren gehört zu haben, allein an solchen Lärm auf den stark frequentierten Straßen gewöhnt fand ich daran nichts Auffallendes.

Es dauerte gar nicht lange, so hörte man von der tiefer liegenden Stadt herauf das Alarmsignal.

Mein Wagen war rasch zur Stelle, ich fuhr in größter Eile nach der Stadt, in welcher die Truppen sich zu sammeln begannen und alles in der schönsten Verwirrung war, denn Corbeil steckte voll Trains und Kolonnen.

Der Grund des Alarms war, daß eine gegen Corbeil fahrende Proviantkolonne von Franctireurs angegriffen und versprengt worden sei.

Die Truppen rückten aus, Kavallerie und Infanterie klärte auf und bezog sogar Vorposten, von den Franctireurs zeigte sich aber nichts mehr.

Auf der Straße, woselbst die Proviantkolonne angeschossen wurde, lagen umgestürzte Wagen, deren Inhalt längs des Weges zerstreut war. So und so viele Fuhrwerke sind bei dem gegenseitigen Anrennen zerbrochen, sowie eine gehörige Quantität Pferde lahm gefahren worden, weil die Flüchtenden im Carrière der Stadt zustrebten.

Tiefe Ruhe lag wieder über Corbeil. Die Truppen waren zurückgezogen und ich fand Gelegenheit, die Details des ganzen Vorkommnisses mit den ausgerückt gewesenen Offizieren zu besprechen.

Da wurde mir dann rasch der Zusammenhang klar. Meine Weisheit behielt ich aber klugerweise für mich und habe dieses Kriegsvorkommnis erst bei Gelegenheit, nach verschiedenen Jahren richtig gestellt, als wieder einmal von dem Franctireur-Überfall die Rede war. Schweigen war Gold, reden wäre damals weniger edles Metall gewesen.

Müde und hungrige Trainsoldaten sind wohl selten heldenhaft angelegt. Kann es denn auch anders sein? Man höre!

Nach einem langen Marsche näherte sich die Proviant-

Kolonne der Stadt. Pferde und Menschen haben keinen anderen Gedanken als Stall und Quartier. Denn ersterer gehört bei Berittenen auch zuerst genannt. Alles hängt in der Glühhitze des Spätsommertages die Köpfe und träumt.

Plötzlich knallen in nächster Nähe, wie nahe oder weit, dessen wird sich keiner klar, einige Schüsse.

Bevor man sich vom Schrecken und Erstaunen erholt hat, knallt es wieder zweimal.

Da haut ein ängstlicher Fahrer auf seine Gäule, die übrigen meinen, es müsse so sein und ehe man sich über das „Wie so?" und „Warum?" Rechenschaft geben kann, liegt ein Wagen im Graben, ein zweiter fällt über den ersten, die Straße ist verstopft, das Fallen und Gepolter vergrößert die Furcht und — die Panik ist fertig.

Daß nachträglich zur Entschuldigung der unmotivierten Eile diverse Räubergeschichten ersonnen worden, die das Merkwürdige haben, daß sie mit allen plötzlichen und später dazukommenden Einzelheiten von den Beteiligten ernstlichst geglaubt und beschworen werden, ist natürlich.

Im vorher erzählten Falle hatten die Trainer mehr als 100 Franctireurs gesehen, die den ganzen Wald besetzt hatten und gegen die Straße eine Plänklerkette entwickelten. Und doch war auf 5 Meilen in der Runde kein Freischütz, nur ich Unglücklicher mußte mein Schießgewehr, fast hätte ich gesagt, „auf den Adler" abdrücken.

Die Trainsoldaten hätten damals die Sache ruhiger abmachen können, das ist wohl richtig, allein trotzdem möchte ich den oft ungerechtfertigt über die Achseln angesehenen und bezüglich ihrer Dienstleistung verkannten Männern in diesen Zeilen einen Ehrenschild aufstellen.

So notwendig der Trainsoldat ist, so überflüssig erscheint er überall mit seinem und seiner Pferde Hunger und Wohnungsbedürfnis.

Er befindet sich durchschnittlich um die Hälfte länger und

unter unangenehmeren Verhältnissen als jeder andere Soldat auf der Straße.

Bis nur eine große Kolonne zusammengestellt und marschbereit ist, dauert es lange Zeit. Dann kommen die zahllosen Aufenthalte auf der Straße, welche sich mehren, je bedeutender sich das Fahrmaterial abnützt und die Wege schlechter werden. Viel später als die Truppen kommen die Kolonnen in die Quartiere oder Biwaks. Von Quartieren ist überhaupt kaum zu reden, da es fast unmöglich ist, neben den Truppen auch die später einrückenden Trains unterzubringen. Meist erlaubt die Gefechtsbereitschaft es auch nicht. Dieses Verhältnis hat zwar bei der Artillerie sein Analogon, diese ist aber doch stets besser daran. Kommt es zu Gefechten und Schlachten, so beginnt erst recht der beschwerliche Dienst des Kolonnenfahrers. Zahllose Transporte gehen von und zu der Armee. Verwundete und Kranke müssen evakuiert werden. Kommt abends spät eine Kolonne an, so kann man ihr keine Ruhe gönnen. Andern Tags beim Grauen des Morgens spannt der Fahrer wieder ein und die abgehetzten Pferde wanken die Straße erneut zurück, denn gehen oder laufen kann man es selten mehr nennen. So geht es in guter und schlechter Jahreszeit viele Monate ohne jede Ruhepause fort. Die Pferde spannen wohl selbst aus, denn eines Tages ist ihre Kraft aufgebraucht und sie liegen sterbend im Straßengraben. Eine mitleidige Hand endet oft ihr gequältes Dasein mit einer richtig hinter das Ohr applizierten Pistolenkugel. Wie die Gebeine modernder Schicksalsgenossen die Karawane durch die Wüste begleiten, so sind die Kolonnenwege mit den Kadavern gefallener Zugtiere eingesäumt. Wer hätte auch Zeit, sie zu entfernen!

Nicht viel besser, nur etwas — menschlicher ergeht es manchem Trainsoldaten. Die schnell aufeinanderfolgenden Strapazen erschöpfen, wenn der Mann nicht von Natur recht gesund ist, bald seine Kräfte. Spät kommt er ins Biwak, dann folgt die Sorge und Arbeit für 2—3 Pferde und, nachdem dies alles geschehen, hat er, wenn überhaupt noch nicht übermüdet, Zeit

an sich selbst zu denken, sein Essen zu bereiten, sich um sein Nachtlager zu sorgen u. s. w.

Daß bei einem derartigen Leben sich die moralische und physische Kraft rasch aufbraucht, ist kein Wunder.

Solange der Körper es aushält, werden in stumpfer Resignation solche Tage und Nächte ertragen. Dann stellen sich wegen ungenügender oder schlechter Nahrungsaufnahme und häufigen Erkältungen nicht selten Ruhr, Dysenterie oder Typhus ein. Der Mann kann nicht mehr, wird einem der Spitäler überwiesen und das Ende ist entweder eine langwierige Erkrankung oder der Tod, dessen unmittelbare Ursachen meist Schwächezustände sind.

Ich weiß nicht, ob darüber statistische Feststellungen vorliegen, aber ich glaube, daß der Prozentsatz der an Krankheiten im Felde verstorbenen Soldaten beim Train mindestens jenem bei der Infanterie gleichkommt, ja wahrscheinlich noch übersteigt.

Mit diesen Leuten erging es mir ähnlich wie mit den barmherzigen Schwestern. So oft es geschehen konnte, habe ich so einem geplagten Menschen etwas Angenehmes erwiesen oder zur Erleichterung seiner Lage beigetragen.

Eine Armee setzt sich aus gar vielerlei, gegenseitig unentbehrlichen Teilen zusammen, von denen verschiedene das Glück haben, vor den Augen der Welt glänzende Leistungen abzulegen. Einer großen Anzahl aber ist das durch die Art ihrer Einstellung in die große Kriegsmaschine unmöglich gemacht. Ihre Pflicht thun sie jedoch ebenso getreu wie die Erstgenannten. Oft gehört mehr moralischer Mut dazu, ein braver Trainsoldat zu sein, als im Taumel und Rausch der Schlacht seinen Mann zu stellen.

In Corbeil lag ein großer Fuhrpark, zusammengestellt aus Hunderten von requirierten Landfuhrwerken. Teils hatten die verschiedenen Ortschaften eine gewisse Anzahl von Wagen nach Anordnung der die Verwaltung leitenden Zivilkommissäre zu stellen, teils waren die Fuhrwerke mit Gewalt von Militärkommandos beigetrieben worden. Bei solchen Requisitionen hatte es oft große Eile und die Fuhrleute waren selten mit der für

einen so strapaziösen Dienst notwendigen Ausrüstung versehen. Da gab es ein= und zwei=, auch vierspännige Wagen jeder Art und Gattung mit sehr schönen und sehr schlechten Pferden. Ebenso waren die Fuhrleute aus Nord und Süd zusammengebracht und repräsentierten die Altersunterschiede vom 14jährigen Knaben bis zum 70jährigen Greis. Der Dienst war ein sehr scharfer. Eine ungeheure Menge des lebendigen und toten Materials ging zu Grunde. Nicht selten kam es vor, daß die Bauern Pferde und Wagen im Stiche ließen und bei Nacht und Nebel der Heimat zuflohen. Viele hatten sich in ihr Schicksal ergeben und thaten den harten Dienst pünktlich und treu. Viele aber waren sehr widerspenstig. Da gehörte eine eiserne Energie dazu, diese Gesellschaft fügsam zu erhalten. Der alte Landwehrhauptmann B . . . war aber ganz der Mann dazu. Ich sehe ihn noch vor mir mit seiner unzertrennlichen Rhinoceros=Reitpeitsche, die er mit Vorliebe durch die Luft sausen ließ. Aus einem starkroten, bartumrahmten Gesicht leuchteten ein Paar vergnügte, pfiffige, ehrliche Augen. Eine Stimme hatte der Mann, tote und schlafende Fuhrleute zu erwecken, und Flüche habe ich ihn in einer solchen Länge thun hören, daß dagegen ein Bandwurm zu einer Mikrobe zusammenschrumpft. Das war aber nur äußerlich. Unter diesem rauhen Wesen verbarg sich das gutmütigste, beste Herz von der Welt. Davon konnten seine Bauern erzählen, für die er bei Tag und Nacht sorgte. Ab und zu spie er aber Funken und Feuer und dann war mit ihm nicht gut Kirschen essen. Solche Anfälle endeten schnell und ungefährlich und meist mit einem herzlichen Gelächter. Besonders wenn er sah, daß der Abgehobelte ein ängstliches Gesicht machte, wollte er ihm nicht weiter weh thun. Mit einem Worte, ein polternder, aber herzensguter Mensch.

Mich hatte er besonders in sein Herz geschlossen und ständig schwärmte er für eine Verbrüderung der Nord= und Süddeutschen. Er behauptete, dieses Ziel wäre nur zu erreichen durch gegenseitige Heiraten. Im Besitze von zwei — nach den Photographien, die er mit sich trug, noch dazu recht anmutigen —

Töchtern, gedachte er ein Exempel zu statuieren und verlangte einstweilen meine Photographie, die er heimschicken wolle. Später könne ich mir dann unter seinen Töchtern heraussuchen, welche mir gefalle. Dadurch fühlte ich mich natürlich sehr geschmeichelt. Warum hätte ich auch nicht eines der hübschen Mädchen heiraten sollen? Dazumal war ich noch ein sehr freier Mann und konnte nach Gutdünken über meine werte Hand verfügen. Warum nichts aus dem Plane wurde, weiß ich selbst nicht. Wahrscheinlich wird die Entfernung zur Brautschau zu weit gewesen sein und hoffentlich haben die Fräuleins Männer bekommen, die ihnen besser gefallen haben, als meiner Wenigkeit dies je möglich gewesen wäre.

26. Eine Franktireur-Episode. Mein Wörther Beutepferd. Michels Schinkenkur.

In die Corbeiler Tage fällt auch ein Streifzug, der von Truppen der beiden General-Etappen-Inspektionen gegen Franktireurs nach Fontaineblau und Umgegend unternommen wurde.

Nach den Anstrengungen einiger Tage und kurzen Gefechten war es möglich, die nur geringen Widerstand leistenden Haufen, denn anders ist nicht davon zu reden, vollständig zu zerstreuen und bei dieser Gelegenheit etliche 50 Gefangene zu machen.

Der Franzose zeigt in den ernstesten Dingen Neigung zur Schauspielerei. Darnach war auch der Aufputz dieser merkwürdigen Franktireurs eingerichtet. Es ist gewiß eine schöne und große Sache für das Vaterland kämpfen zu wollen, zieht man aber dazu ein Hanswurst-Gewand an, so wird das Ding, trotz den ernstesten Intentionen, einen komischen Anstrich gewinnen.

Die Leute glichen genau „Robert dem Teufel“, wie er sich

auf Provinzialbühnen kostümiert. Wadenstrümpfe, auch Gamaschen von Glanzleder, Joppen von schwarzem Zeuge, ungefähr wie jene der Bergleute im Paradeanzug, dann ein ungeheurer, schwarzer Kalabreser mit nickender Hahnenfeder; Säbel und Schießzeug in differenten Formen waren ebenfalls dem Geschmack des einzelnen angepaßt.

Unsere Kavallerie wurde von einem alten Dragonermajor, der, nach Soldatenausdrucksweise, für die Kriegsdauer ausgegraben war, kommandiert. Mit seinem Anteil von Gefangenen verfuhr derselbe nach ehemaliger mecklenburgischer Landessitte. Er betrachtete sich die putzigen Kerls, schüttelte nachdenklich sein graues Haupt mit dem ernsten, starkgeröteten Antlitz, dann wendete er sich an seine Leute und sagte:

„Et is wirklich eine Schande, wat für Kerls och Soldaten sin wollen. Wat det für en Kropzeug ist! Haben wir doch schon im juten Vaterlande tausende von den Bistern, die et ausfressen. Noch mehr heimzuschicken, det wer ick mir überlejen.“ (Pause.)

„Drajoner, gibt es hier wohl so wat wie Bänke?“

„Zu Befehl, Herr Oberstwachtmeister.“

„Gibt et auch so wat wie ne slanke Haseljerte?“

„Zu Befehl, Herr Oberstwachtmeister.“

„Nu, dann schafft sie bei und jebt jedem von den Kerls richtige fünfundzwanzig und dann laßt sie loosen, wo sie hin wollen.“ —

Der Alte wendete sich ab und machte sich in der Nähe zu thun, während die Exekution von den Dragonern, bei welchen vielleicht noch alte mecklenburgische Überlieferungen mithalfen, nach den Regeln der Kunst besorgt wurde.

Bei Gelegenheit dieses Streifzuges wurde eine Kanone erbeutet, die das allerneueste System darstellte, das zu haben war. Sie bestand nämlich aus dem Vordergestell eines Ackerwagens als Lafette. Zwischen den Rädern war oberhalb der Achse ein Kanonenrohr befestigt, das seinen Ursprung entweder einem Stück eisernen Wasserleitungsrohres oder der Büchse eines großen Rades verdankte. Welche Art von Projektilen daraus geworfen

oder geschossen werden sollte, blieb mir unbekannt. Ob sie jemals abgefeuert wurde, desgleichen.

Diese wunderbare Kriegsmaschine wanderte in eines der Museen in München.

Daß der Begriff Beutepferd einer Wandlung fähig ist, mußte ich zu meinem großen Ärger erfahren. Man erinnert sich vielleicht, daß ich von einem schönen Schimmelwallach sprach, der aus der Wörther Beute stammte und auf welchem mein Michel seine ersten Reitstudien machte. Seitdem blieb der Wallach dessen Liebling und erhielt an Futter zugesteckt, was möglich war. Dadurch war er auch rund und glänzend geworden, Michels Stolz.

Nun kam eines Tages ein Schreiben von einem preußischen Armeekorps, wonach besagter Schimmel Eigentum eines preußischen Stabsarztes sei, welcher in der Schlacht bei Wörth damit gestürzt und dem das Pferd dann entlaufen sei. Alles war so genau festgestellt, daß an einen Widerspruch nicht zu denken war. Ich ergab mich deshalb ruhig darein, das Pferd abzuliefern.

Michel ließ bei der Mitteilung seine Unterlippe bis zur halben Brusthöhe herabhängen. Immer ein Zeichen, daß sich Schlimmes in seinem Gehirn zusammenbraute.

Wenige Tage später meldete sich ein Dragoner bei mir, den ich wegen Übernahme des Pferdes in meinen Stall schickte.

Nach kurzer Zeit erhob sich draußen ein heftiger Wortwechsel, bei welchem Michels Stimme derart dominierte, daß ich Thätlichkeiten befürchtete.

Ich begab mich also sofort in den Stall. Der Schimmel stand umgedreht, ohne Kopfzeug oder Halfter in seinem Stande, der Dragoner hielt ihn an der Nase.

„Was ist für ein Spektakel los?" fragte ich.

„Herr Leutnant, der Bursche will mich keenen Strick nich jeben un ick kann doch det Ferd nich an die Nase führen!"

„I hob a koan Strick net g'habt, wie mir den Schimmel kriegt habn. Ich hob'n a an die Uhren (Ohren) führ'n möin

(müssen)," sagte Michel und kaute dabei wütend an einigen Strohhalmen.

Ich würdigte Michels Schmerz und bemerkte deshalb begütigend:

„Das ist wahr, aber so kann der Dragoner den Gaul nicht 6 Stunden weit führen!"

„I hob kan Strick net und a Halftern gib i net her," sagte Michel noch immer sehr bockisch.

Nun schien es mir an der Zeit zu sein, die Sache zu beenden, und Michel mußte wohl oder übel mit einem Strick herausrücken, den er aber aus innerstem Groll dem Dragoner vor die Füße warf.

Dafür bekam er das Nötige zu hören und mußte aus Strafe dem Preußen helfen, das Pferd anzubinden.

Was war aber die Folge davon? Michel war mir wenigstens 8 Tage nicht gut und die Dragoner konnte er gar nicht mehr leiden. Bekam er einen zu Gesicht, so brummte er noch lange und oft:

„A wieder so a Louda (Luder) von dene, die mein Schimmel g'holt hab'n."

Kurze Zeit darauf kam mir Michel mit den Worten entgegen: „Herr Adidant, ötzt hob'n ma wieder an Schimmel!"

„Wieso, woher?" fragte ich erstaunt.

„Es hot'n aner bracht, aber so schöin wie der unser (der Abgeholte nämlich) is er nöt." Dabei übergab er mir einen Zettel, mit welchem unter meiner ganz richtigen Adresse mir Jemand, der sich als „alter Freund", aber mit gänzlich unleserlichem Namenszug unterschreibt, ein vorher versprochenes Pferd schickt und dazu alles Glück wünscht.

Ich weiß heute noch nicht, wer der Absender war.

Das Pferd ließ ich, weil doch ein Irrtum hätte vorliegen können, s. Z. im Stall des Stabes zurück. Es wurde nie reklamiert und am Schlusse des Feldzuges versteigert.

Während der Zeit stieg es aber zum Range des Leibpferdes meines Michels auf, der in dessen Besitz einigermaßen

Tröstung für den vorhergegangenen Verlust fand. Auch die Dragoner konnte er nach und nach wieder besser leiden.

Eines Tages gab es das gütige Schicksal, daß ich in den Besitz eines westfälischen Schinkens größten Formates kam, was mir sehr angenehm war, da ich dadurch mein Abendessen für längere Zeit hinaus gedeckt wußte. Ich ließ ihn schön braten und aß am selben Tage mit einem guten Freund davon. Wenn man sich reich fühlt, wird man leicht großmütig und ich sagte zu Michel, als er den Schinken vom Tische abtrug: „Du kannst Dir auch von dem Schinken herunterschneiden, was Dir schmeckt.“ — Den nächsten Tag kam ich nicht dazu, den Schinken wieder zu verlangen, weil ich auswärts beschäftigt war. Den übernächsten Tag aber wünschte ich meinen Schinken. „An Schinken wollens, Herr Adidant, da is ja koaner mehr da,“ entgegnete ganz erstaunt Michel. „Aber um's Himmelswillen, wo ist denn der große schöne Schinken hingekommen,“ rief ich ganz entsetzt. „Herr Adidant, Sie hob'n g'sagt, i derf ma dervon runterschneiden, was mir schmeckt, und ötzt hob'n ma koan Schinken mehr,“ entgegnete Michel so ruhig, als ob die Sache ganz selbstverständlich wäre. Ich mußte trotz alles Entsetzens lachen, wenn ich an meinen dicken Schinken dachte und im Vergleiche Michels schlanke Hungergestalt daneben ansah. Es kam über mich wie eine Regung des Neides, wenn ich an den ausgezeichneten Magen meines Burschen dachte.

27. Zwei nächtliche Ordonnanzritte.

Wieder einmal hatte ich einen Ordonnanzritt nach dem westlichen Teile der Pariser Umgegend zu machen. Es war bereits Nachmittag, als ich den Auftrag erhielt, und ich konnte deswegen sicher sein, daß ich erst gegen Mitternacht zurückkommen konnte.

Begleitet von Michel ritt ich meinen Weg und gelangte, nachdem ich weit über den Bereich der von deutschen Truppen belegten Ortschaften hinausgekommen war, an einen großen Wald, in dessen Mitte ungefähr sich der Weg nach meinem Bestimmungsorte rechts wenden mußte. Den Kreuzungspunkt der Straßen hatte ich erreicht. Von diesem aus gingen aber, nicht wie auf der Karte verzeichnet stand 3, sondern 4 Wege in ebenso viel verschiedene Richtungen.

Wie es nun bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich geht, entschloß ich mich nach längerer Überlegung für den — unrichtigen Weg. Ich ritt und ritt, ohne aus dem Walde zu gelangen, und nach einer Stunde ungefähr, war es mir vollständig klar, daß ich statt den Wald zu durchqueren, dessen Längenachse entlang geritten sei. Nachdem es aber spät am Abend war, die Sterne schon heraufzogen, ich auch nicht mit Sicherheit wußte, auf welchem der verschiedenen Längenwege ich mich befand, so beschloß ich auf gut Glück, meine Reise in der einmal eingeschlagenen Richtung fortzusetzen. Daß meine Mission nicht besonders eilte, ist mir außerdem bekannt gewesen.

Endlich lichtete sich der Wald und ich erblickte im verglimmenden Abendscheine ein großes Dorf.

Die Nacht war lau und schön. Es saßen deshalb die Dorfbewohner sämtlich vor ihren Thüren und unterhielten sich, wie dies in Frankreich allgemein Sitte ist.

Wer die französische Bauart kennt, weiß, wo die Mairie oder solche Gebäude zu finden sind, ohne daß er viel darnach zu suchen hat.

Wir ritten deshalb, ohne zu fragen und ohne uns um die andrängenden Dorfbewohner zu kümmern, direkt auf die Mairie und ich ersuchte den Maire, einen schon bejahrten Mann, das Hofthor zu schließen und mich vor allenfallsigen Belästigungen zu schützen, was dieser auch bereitwilligst zusagte. Dabei erfuhr ich, daß ich von meinem ursprünglichen Ziele gerade entgegengesetzt abgekommen sei und dasselbe mit den müden Pferden heute schwerlich mehr erreichen oder nach Corbeil zurückreiten könne.

Da blieb mir denn nichts übrig, als mich der Ehrlichkeit des Maire anzuvertrauen oder wieder in den Wald mit seinen Irrwegen zurückzukehren. Ich wählte das erstere und fand bei dem alten Herrn auch das genügende Verständnis für meine Lage. Im Falle mir etwas zustoßen sollte, stellte ich natürlich die bewußten Repressalien in Aussicht.

Der Maire versprach alles. Er begab sich auf die Straße und beschwichtigte die aufgeregten Einwohner, welche noch sehr wenig deutsche Soldaten gesehen hatten. Nach und nach wurde es still vor dem Hause und im Dorfe.

Ein gebratenes Kaninchen stillte meinen und Michels Hunger. Dieser schlief bei den Pferden. Der Maire räumte mir sogar sein Schlafzimmer ein und ich legte mich, da mir die Situation doch nicht recht geheuer vorkam, angezogen auf das Bett. Meinem lieben Wirt hatte ich vorher den Revolver gezeigt und ihm gesagt, daß ich dem ersten, welcher mich angreifen würde, mindestens eine Kugel durch den Schädel jagen werde. Das schien dem Manne zur großen Beruhigung zu dienen.

Ich war müde, sehr müde und hatte großes Schlafbedürfnis, doch hielt mich die gespannte Situation verhältnismäßig munter. Allerlei Gedanken nahmen vor meinen inneren Augen Gestalt an. Meiner Lieben zu Hause gedachte ich, den glücklichen Ereignissen des Feldzugs — ich sah in das Licht — dies wurde, wie mir däuchte, roter, kleiner und kleiner — zuletzt sah ich nur mehr einen hellen Punkt und dann, dann entsinne ich mich nicht, noch etwas gesehen zu haben.

Plötzlich werde ich von einer kräftigen Hand angegriffen. Wahrscheinlich ehe ich meine Augen öffne, greife ich unter das Kissen, packe den Revolver, der Schuß kracht und eine ganz entsetzte Stimme ruft:

„O monsieur, c'est moi, le maire!“ Nun komme ich erst zum vollen Bewußtsein der Umgebung, sehe, daß es heller Tag ist, der Maire steht außer sich vor mir, ich springe vom Bette:

„Monsieur, que voulez vous?“ — „Je vous éveille et vous tirez! o malheur!“

„Je croyais, qu'on m'attaquait!“

„Non! Non! vous étez pressé, on vous observe!“

Das war mir genügend. Ich dankte im Stillen dem Schöpfer, der meine eilig abgefeuerte Kugel neben den braven Maire lenkte. Michel hatte bereits gesattelt, im Augenblick saßen wir zu Pferde, der Maire öffnet das Thor und im Galopp sausten wir durch eine Anzahl von Blusen-Menschen, welche mit Sensen, Mistgabeln und Dreschflegeln bewaffnet vorhatten, uns den Weg in das bessere Jenseits zu zeigen. Durch die von uns aufgewendete Eile aber wurden sie in der Ausübung dieses löblichen Vorsatzes verhindert.

Ich wechselte von jeher sehr häufig mit meinen Pferden. Im Feldzug bot sich dazu mannigfache Gelegenheit und so kam es, daß ich eines Tages eine schöne schwarze Vollblutstute, die Kassandra, ein Tier mit ganz ungewöhnlichen Schnelligkeits- und Dauerleistungen, in meinen Stall bekam.

Ich wußte, daß Kassandra etwas nervös war, stand darum aber nicht an, sie an einem der nächsten Tage, die sie in meinem Besitz war, zu einem längeren Ordonnanzritt zu verwenden.

Es wurde bis zum Heimritte Nacht und ich bemerkte an dem aufgeregten Gang des Pferdes, daß es nicht gewöhnt war, bei Dunkelheit allein zu gehen.

Ich dachte mir: „Das lernst du schon noch, liebe Kassandra, zu nächtlichen Spaziergängen gibt es in unserem Geschäfte ausreichend Gelegenheit.“

Von Lieusaint, aus welcher Richtung ich kam, führt eine breite Straße nach Corbeil, zu deren Seite hohe Pappeln stehen. Der Vollmond stieg herauf und sein bläulich-weißes Licht brachte den weißen Kalkstaub der Straße in bedeutenden Kontrast zu der dunkeln Umgebung. Die Pappeln warfen fast schwarze scharfe Schatten über die breite Chaussee.

Da begann Kassandra sehr unruhig zu werden und fing an, in großen Sätzen über die Pappelschatten wegzuspringen.

Das Tier wurde immer toller und unbändiger vor Aufregung, nahm noch verschiedene Male die vermeintlichen Gräben mit wütenden Sätzen und sprang endlich mit mir über die Straße hinunter und raste, vollständig durchgehend, in die Nacht hinein. Da ich das Gelände gar nicht kannte, war das Ding nicht ungefährlich. Schließlich gelang es mir durch Vorlangen an das Gebiß, dem Pferde den Hals abzubiegen, die Sporen halfen nach und ich brachte das Tier auf einen Kreis. Nun gewann ich leicht wieder die Herrschaft über dasselbe. So oft ich aber den Versuch machte, die Straße entlang zu reiten, begann der Spektakel von neuem. Ich mußte mich daher widerwillig bequemen, bis Corbeil neben der Straße zu bleiben.

Kassandra hatte ihren Kopf aber durchgesetzt, denn ich nahm sie nie mehr in Gebrauch, wo es sich um einen nächtlichen Ritt handelte. Auch später verlor das sonst ausgezeichnete Tier diese üble Furcht nicht.

28. Der Zug nach dem Kriegsschauplatz an der Loire.

Auf eine ganz sonderbare Weise kam ich zu einem Abstecher nach dem Süden.

Wir saßen eines Abends, es mag Ende November gewesen sein, in einem der von den Offizieren besuchten Gasthäuser von Corbeil. Da erschien in seiner roten Johanniteruniform Fürst F. mit einem Begleiter, die sich beide unserer Tafelrunde anschlossen.

Im Laufe des Gesprächs erwähnte der Fürst, wie unangenehm es ihm sei, die Liebesgaben der Stadt A., so und soviel Waggonladungen, nicht an ihre Adresse bringen zu können, da es ihm unmöglich sei, die zu deren Fortschaffung notwendigen Fuhrwerke, auch gegen die nobelste Bezahlung, aufzutreiben.

Das war vollkommen richtig. Denn alle disponiblen Pferde und Fahrzeuge waren requiriert, den Fuhrenparks überwiesen und somit jeder Privatthätigkeit entzogen worden.

Bräche heute ein Krieg aus, so würden alle Liebesgaben von Staatswegen behandelt werden; ein Zustand wie der damalige wäre unmöglich. Dortmals verhielt sich aber die Sache wie geschildert und es lag die Gefahr nahe, daß die Liebesgaben möglicherweise die Armee gar nicht erreichten und eine nicht dem Willen der Geber entsprechende Verwendung fänden, oder auch, daß dieselben verschleudert oder gestohlen würden. Deutsches und französisches Gesindel trieb sich in Orten wie Lagny und Corbeil genug herum.

Fürst F. befand sich also hierüber in großer Sorge. Da kam mir der Gedanke, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Meine gegenwärtigen Geschäfte erlaubten sehr wohl eine Abwesenheit von 5—8 Tagen. Ich machte also dem Fürsten das Angebot, für Fuhrwerke sorgen und mit Erlaubnis meiner Vorgesetzten den Transport selbst nach dem Süden zum bayerischen Armeekorps bringen zu wollen. Ein derartiger Dienst gehörte nicht in den Rahmen meiner Thätigkeit, aber ich wollte die Gelegenheit benützen, um etwas von dem südlichen Kriegsschauplatz zu sehen.

Das Anerbieten wurde mit größtem Danke und sichtlichem Vergnügen angenommen. Sogleich erschien ein dicker Aktenfascikel, und ich war ungefähr eine Stunde beschäftigt, hinter die Aufzählung einer Unsumme von Eß-, Trink- und Bekleidungswaren in Kisten, Fässern und Packeten, meinen Namen als Quittung zu schreiben.

Damit hatten sich die Herren ihre Verantwortung und ihr Geschäft vom Halse geladen und Tags darauf reisten sie nach Versailles, woselbst sie sich auf jeden Fall sehr gut amüsierten.

Nun begannen aber meine Sorgen. Die Erlaubnis der General-Etappen-Inspektion erhielt ich mit leichter Mühe, das Fuhrwerk mußte ich mir jedoch selbst beschaffen. Wenn ich nicht alle Hilfsmittel so genau gekannt hätte, würde es mir unmög-

lich gewesen sein, in solcher Eile ungefähr 40 Wagen zusammenzufangen. Eine Razzia in die weitere Umgebung Corbeils hatte ziemlichen Erfolg, den fehlenden Rest besorgte mir mein Freund, der Hauptmann vom Fuhrenpark. Ich mußte jedoch mehrere Eide ablegen, die gleiche Anzahl von Wagen, wenn möglich einige mehr, wieder mit zurückzubringen.

Unsere Abfahrt von Corbeil glaube ich auf den 2. Dezember setzen zu dürfen, denn ich erinnere mich deutlich, daß wir in sehr großer Entfernung Kanonendonner hörten (Schlacht von Loigny).

Mein Transportmaterial war nichts weniger als glänzend. Mehr schlechte als gute und starke Wagen, mehr schlechte als gute Pferde und mehr verhungerte und ungenügend bekleidete Fuhrleute als solche, die dies nicht waren.

Die Gefährte waren schwer beladen, da wir im ganzen viel ebenes Gelände vor uns hatten. So aber das eine oder andere untauglich wurde oder einige Fuhrleute mit den Pferden durchgingen, was sehr häufig vorkam, dann war ich in die Lage versetzt, ganze Ladungen wertvoller Sachen stehen lassen zu müssen.

Es lag also viel daran, sich die Bereitwilligkeit der Fuhrleute, die mich in ihrer ungenügenden Ausrüstung nebenbei sehr dauerten, zu erhalten, beziehungsweise sich dieselbe zu verschaffen.

Meine Begleitmannschaft bestand aus ungefähr 20 Landwehr-Infanteristen und 1/2 Dutzend Chevaulegers unter einem Gefreiten.

Diesen empfahl ich in erster Linie strenge aber gute Behandlung der Bauern.

Ein altes, aber ganz wahres deutsches Sprichwort sagt: „Wer gut schmeert, der gut fährt.“

Als wir einige Stunden Marsch hinter uns hatten, ließ ich halten und sämtliche Fuhrleute, von denen heute sicher noch keiner irgend etwas zwischen die Zähne bekommen hatte, bei mir antreten. Dann bekam jeder als Vorrede einen großen Schnaps und ein Stück Brot. Sodann besichtigte ich die Leute auf ihre

Bekleidung, die bei wirklich mangelhaftem Zustand durch Decken, Wolljacken und Schlipse vervollständigt wurde.

Die Männer wußten nicht wie ihnen geschah. Mehrere weinten sogar und wollten mir die Hand küssen. Ich schnitt diese Gefühlsausbrüche schnell damit ab, daß ich ihnen mitteilte, bei guter Führung seien ihnen alle diese Sachen geschenkt, außerdem erhielten sie 2mal täglich reichlich Schnaps, Brot und Tabak, bei schlechter Führung, oder wenn einer vorhätte auszureißen zu wollen, würde ich den Betreffenden einfach totschießen lassen.

Dieser Spaß kostete mich wohl ein kleines Fäßchen Kornbranntwein, etwas Tabak und Wollsachen, allein ich hatte vollständig richtig gerechnet, die Leute hielten aus, als wenn sie ihr eigenes Hab und Gut fahren würden, und versicherten mir allen Ernstes, daß, wenn ich wollte, sie zweimal um ganz Frankreich fahren würden.

Es hatte vor einigen Tagen geschneit, dann darauf geregnet und nun gab es Glatteis.

Nicht nur meine und die Pferde der Kavalleristen, sondern auch sämtliche Bauernpferde hatten glattes Beschläge, deßwegen rutschten und stürzten sie in gefährlicher Weise. Ich lebte in fortwährender Angst, daß sich eines der Zugpferde schwer verletzen würde, was soviel als das Stehenlassen des Wagens bedeutet hätte, denn es war nicht ein Reservepferd vorhanden.

Wo die Not am größten, ist die Hilfe oft am nächsten. Denn während sich die Kolonne ernstlich abmühte, einen kleinen, ganz vom Eise überglasten Hügel zu bewältigen, kam mein Chevauleger-Gefreiter auf mich zugetrabt (besser gesagt gerutscht) und hielt mir einen kleinen Sack entgegen, der ungefähr einige hundert sogenannte Eisnägel enthielt. Da vielleicht nicht alle der verehrten Leser wissen, was ein Eisnagel ist, so gestatten Sie, daß ich dessen kurze Beschreibung hier einfüge. Ein Eisnagel ist ein sehr starker Hufnagel, dessen Kopf vielleicht einen Centimeter hoch, sowie ³/₄ Centimeter breit ist und der in eine stumpfe gestählte oder gehärtete Spitze ausläuft.

Wer den Sack mit Nägeln verloren hatte, war uns gleichgültig. Sie waren uns vom gütigen Schicksal beschert worden, mag sie jetzt die Munitionskolonne, welche man eben am Rande des Horizontes verschwinden sieht, verloren haben oder nicht.

Das Terrain war übersichtlich und augenscheinlich keine Gefahr zu besorgen. Nicht weit von dem Orte, woselbst wir uns im Augenblicke befanden, zeigte sich eine kleine Ortschaft. Selten, daß man in einer solchen keine Schmiede findet. Und darauf hoffend, wurden die müden Gäule zu erneuten Anstrengungen angetrieben. Und wirklich fand sich eine Schmiede. Sie war aber ebenso verlassen als die ganze Ortschaft. Nun war guter Rat teuer. Daß in einer verlassenen Schmiede sich nicht viel Werkzeug vorfand, war natürlich. Immerhin fand sich nach längerem Suchen in einer Ecke ein kleiner Haufen neuer Eisen, ein alter Hammer und eine Zange, die leider nur mehr sehr ungern beißen wollte. Ich hoffte, daß unter all den vielen Leuten, welche sich lebtags mit Pferden beschäftigt hatten, wohl einer sein würde, der das Einschlagen der Eisnägel besorgen könne. Allein da war Niemand, der es verstand, und Niemand, der es sich zu unternehmen getraute. Nun dachte ich mir, „weniger weißt Du auch nicht". Hatte ich mich doch als Knabe so manchesmal der Pferde wegen an den Schmieden herumgetrieben und war ich nicht als berittener Offizier fast jedesmal anwesend, wenn meine Pferde neue Eisen bekamen!

Ich wagte es also und zwar begann ich mit einem meiner eigenen Pferde. Da ich deren drei bei mir hatte, meinte ich: „Bis ich dem einen die vier Beine ge= vielleicht auch vernagelt hätte, würde ich die Geschichte wohl gelernt haben. Für die anderen würde es dann ungefährlicher werden."

Ich besann mich also genau aller Einzelnheiten, zog einige Nägel mit wenig Mühe, aber viel innerer Aufregung aus den Hufen, dann klopfte ich vorsichtig die Spitzen der Eisnägel etwas nach auswärts und begann sehr, sehr vorsichtig zu nageln. Es ging über Erwarten gut und ich freute mich recht herzlich des Erfolges.

Darauf nahm ich ein Bauernpferd vor und siehe, es verlief wieder ohne Anstand. Mein Chevauleger-Gefreite, ein aufgeweckter und thätiger Bursche, hatte mir sehr eifrig zugesehen und bat mich, das Ding auch probieren zu dürfen. Zuerst fragte ich ihn, ob er ein Handwerker sei und welches Handwerk er treibe. Er sagte, er sei ein Schreiner. Darauf übergab ich ihm ohne alle Besorgnis mein Handwerkszeug, denn als Schreiner mußte er gelernt haben, einen Nagel auf eine ganz bestimmte Stelle zu schlagen. Das bewahrheitete sich auch und nach kurzer Zeit schlug er noch sicherer als ich es that. Dies erzeugte einen solchen Eifer unter den Leuten, daß jeder suchte, seinen Gaul durch Ausziehen einiger glatter Nägel, deren Lücken dann nur durch Eisnägel ausgefüllt wurden, vorbereitet zu dem Gefreiten zu bringen.

Zuletzt verstiegen wir uns sogar zum Aufschlagen neuer, vorgefundener Eisen. Das will etwas heißen, für Leute, die keine Schmiede sind! Unser Triumph war, daß kein Gaul vernagelt wurde. Wir hatten zwar 2 Stunden zu der Arbeit gebraucht, diese Zeit konnten wir aber mit den ausgeruhten und nun sicher gehenden Pferden leicht wieder hereinbringen.

Am ersten Tage nächtigte die Kolonne in La Ferté Alais. Ich kann nichts davon erzählen, da es bei unserer Ankunft finstere Nacht war und ich außer dem Parkplatz und meinem sehr zweifelhaften Quartier nichts zu sehen bekam. Des andern Morgens vor Tagesgrauen wurde eingespannt und wir befanden uns bald wieder auf der glatten, mit viereckigen Granitwürfeln gepflasterten großen Straße. Eine solche Pflasterung ist sicher sehr gut, wenn sie richtig im stande gehalten ist, dazumal aber ließ dieselbe sehr zu wünschen übrig, weil durch das unablässig darauf rollende schwere Fuhrwerk viele der Würfel locker geworden waren und dann herausgerissen wurden. Dies verursachte mit der Zeit große Löcher, aus denen sich die beladenen Wagen schwer oder gar nicht mehr herausarbeiten konnten. Außerdem lagen alle herausgerissenen Steine auf dem Straßenkörper. Das gab ein schlechtes Fahren und Reiten.

Gegen Mittag waren wir auf der Höhe von Milly. Die Gegend ist hier ziemlich coupiert. Nicht sehr hohe, aber recht steil ansteigende Hügel und Ränder, zum Teil bewaldet, fassen die im Thale führende Straße ein. Zur Seite sah man nicht selten die Turmspitze eines Dörfchens oder einen einzelnstehenden Bauernhof auftauchen. Vor mir marschierte meine Kolonne, welche mit ihren 40 Wagen, die nicht immer auf den vorgeschriebenen Abstand aufschlossen, eine so große Länge hatte, daß ich der Wegbiegungen halber oft nur einen Teil derselben überblicken konnte.

Während ich, die Umgegend aufmerksam beobachtend, hinter meiner Kolonne reite, kam mir der Gedanke in den Sinn, daß es ein leichtes wäre, dieselbe, ihrer schwachen Bedeckung wegen, aufzuheben.

Da meldete sich ein entgegenkommender preußischer Dragoner-Unteroffizier bei mir, als auf dem Marsche von Pithiviers nach La Ferté Alais.

Es war mir natürlich sehr interessant, von der gestrigen Schlacht zu erfahren und ich ersuchte ihn, einige hundert Schritte mit mir zu reiten, da ich meine Kolonne nicht aus dem Auge lassen wollte. Durch die Unterhaltung und Meldung waren wir ungefähr dreihundert Schritte hinter derselben zurückgeblieben. Da krachte plötzlich dicht neben uns ein Schuß, ich hörte deutlich das Schwirren kleiner Geschosse, riß meinen Gaul zurück — der Dragoner stieß ein unterdrücktes Ächzen aus und sank dann lautlos und langsam vom Pferde. Ober uns bewegten sich die Büsche und ein Kerl in blauer Bluse, das Gewehr in der Hand, sprang in größter Eile die steile Höhe hinan und verschwand im nächsten Augenblicke im nahen Walde. Dann wurde es still, totenstill. Des Dragoners Gaul war stehen geblieben, schnupperte an seinem regungslosen Herrn herum, warf den Kopf in die Höhe, wieherte und trabte der weiterziehenden Kolonne nach. Meiner ersten Regung folgend, sprang ich vom Pferde und beugte mich über den Dragoner, um nachzusehen, ob noch Leben in ihm sei. Praktischer wäre freilich gewesen,

in Eile davonzureiten, da ich als einzelner Reiter gegenüber auf unwegsamer Höhe versteckten Mördern vollständig wehrlos war. Daran dachte ich im Augenblicke jedoch nicht.

Der Knall des Schusses hatte die Aufmerksamkeit meiner Bedeckungsmannschaft erregt. Ich sah, daß sich einige Infanteristen und Reiter von der Kolonne ablösten und in größter Eile auf uns zukamen.

Die Infanteristen schickte ich dem Blusenkerl, jedoch resultatlos nach. Die anderen nahmen die traurige Last auf und trugen sie nach den Wagen, die einstweilen gehalten hatten. Ich selbst blieb bei letzteren, da ich nicht wußte, welche Teufelei außer der geschehenen noch auf uns in den Büschen lauere.

Bei dem Ritte hatte ich die Mütze aufgesetzt, der Dragoner dagegen trug den Helm. Das wird mein Glück und sein Unglück gewesen sein, denn der Franzose hat den Dragoner in seiner viel in die Augen fallenderen Uniform sicher für den Höheren gehalten.

Der feige Schnapphahn scheint über die Wirkung seines Schusses erschrocken gewesen zu sein, denn sonst wüßt' ich nicht, was ihn hätte abhalten sollen, von seiner sicheren Höhe aus den zweiten Schuß, er hatte ein Jagdgewehr, auf mich abzugeben.

Den armen Dragoner gaben wir in Pithiviers ab. Es war ihm beschieden gewesen, ahnungs- und schmerzlos zu sterben. Der ganze Schuß hatte das Herz getroffen.

In Pithiviers zeigte sich schon die Nähe des Kriegsschauplatzes. Die Häuser lagen voll Verwundeter, Kolonnen drängten sich, Gefangenentransporte kamen durch den Ort, halb demolierte Häuser, Schmutz und Unrat überall.

Eine riesige Hammelherde, geleitet von blauen Husaren, die mit großen Peitschen ausgerüstet zu allen Seiten der Herde schwärmten, kam auch daher gezogen.

Besonders fiel mir dabei ein junger, hübscher Mensch auf, der mit großem Eifer und sichtlicher Freude seines Amtes waltete. Als er ein zweites Mal an mir vorüberkam, sagte ich

zu ihm: „Das macht Ihnen wohl Vergnügen; Sie betreiben gewiß im Frieden ein ähnliches Geschäft?“

Da lächelte der Husar und antwortete: „Nein, Herr Leutnant, im Frieden bin ich für gewöhnlich Justiz-Referendarius.“

Das war eine hübsche Illustration zur allgemeinen Wehrpflicht.

Meine Stube teilte ich in Pithiviers mit einem jungen preußischen Leutnant, der, von einer leichten Wunde wieder hergestellt, im Begriffe war, zu seinem Regimente zurückzukehren.

Wir saßen spät am Abend bei einer Flasche Wein und erzählten uns gegenseitig die Neuigkeiten, als es leise und schüchtern an der Thüre klopfte.

Das „Entrez“ darauf war desto energischer und herein trat, den großen Schlapphut in der Hand, ein bleich aussehender, schmächtiger französischer Priester, der mich in seinem ganzen Aussehen lebhaft an die Kaulbach'sche Zeichnung des Reineke Fuchs erinnerte.

Mit einem tiefen Bückling wendete er sich mir zu, sprach mich „mon colonel“ an, was ich sofort ablehnte, und begann zu bitten, einen zu meiner Kolonne gehörenden Fuhrmann, der aus hiesiger Gegend zu Hause sei, mit Roß und Wagen frei zu geben.

Ich setzte dem Geistlichen ruhig auseinander, daß mir dies unter den gegenwärtigen Umständen unmöglich sei, daß ich keinen Ersatz dafür hätte und dann eine ganze Wagenladung der für die Verwundeten so unumgänglich nötigen Dinge zurücklassen müßte.

Aber immer kam der Priester wieder auf seine Bitte zurück. Ich merkte, daß mein Stubenkamerad, der sich nicht in das Gespräch einmischte, unruhig wurde und den Peiniger mit zornigen Augen anzusehen begann.

Zuletzt sagte ich, um ein- für allemal die Verhandlungen abzubrechen: „Ich habe Ihnen nun mehrmals klar gelegt, aus welchen Gründen ich Ihrer Bitte nicht nachgeben darf; es würde dieses Freigeben geradezu einer Pflichtverletzung gleich-

kommen, was Sie in Ihrer Eigenschaft als Priester doch wohl nicht von mir verlangen werden."

Darauf zuckte der Schwarze mit den Achseln, sah mich perfid lächelnd an und antwortete: „Mein Herr, Ihre Vorgesetzten sind weit weg. Mit der Pflicht kann man es in einem solchen Falle nehmen wie man will."

Er hatte aber noch nicht recht ausgesprochen, sprang der Preuße, den bei diesen Worten der Zorn übermannt hatte, auf ihn zu, eine schallende Ohrfeige brannte dem Schwarzen auf der Wange, und der Offizier, der ihn am Kragen gepackt hatte, rief:

„Warte, Du schleichender Bube, ich will Dir zeigen, was für einen gehört, der Seiner Majestät Offiziere von ihrer Pflicht abwendig machen will!" und dabei warf er die schlotternde Gestalt mit kräftigem Rucke zur Thüre hinaus.

Das jugendliche Feuer hatte den Kameraden zu dieser nach den neuesten Vorgängen in Frankreich wohl „parlamentarisch" zu nennenden That verführt. Er entschuldigte sich auch bei mir über seine Hitze, weil ich meinte, die Angelegenheit hätte besser ruhig abgemacht werden können, aber im Grunde hatte dieser sonderbare Heilige die derbe Lektion ehrlich verdient.

29. Wie ich auf ein Haar einen französischen Offizier fange.

In Pithiviers kam mir der telegraphische Befehl zu, meine Wagenladungen den auf dem Schlachtfelde vom 2. Dezember noch etablierten Feldspitälern zuzuführen.

Dadurch kam ich um die Erfüllung der von mir gehegten Hoffnung, die Kriegsereignisse an der Loire in nächster Nähe zu sehen. Es blieb mir wie gewöhnlich die unangenehmere Rückseite des Bildes vorbehalten.

So setzte ich denn meinen Marsch über Toury nach Orgères fort, um dort meine Sachen abzugeben.

Bei Janville hätte ich fast einen berittenen französischen Offizier gefangen — wenn?

Dies trug sich folgendermaßen zu: Ich war an der Spitze der Kolonne, als ich in der Nähe von Janville mit meinem Glase einen Reiter bemerkte, der nach seinem ganzen Aussehen ein Franzose sein mußte. Das Pferd hatte den unverkennbaren Berber-Schnitt, der Reiter trug eine Kapuze, wie solche bei den Offizieren der afrikanischen Truppen üblich war. Es bestund kein Zweifel, ich hatte einen französischen Offizier vor mir. Sein scheues, die Rückseite des Ortes, wenn man so sagen darf, nur betastendes Wesen bestärkte mich in meiner Ansicht.

Ich ritt damals meine schwarze englische Vollblutstute, die Kassandra, welche eine enorme Schnelligkeit entwickeln konnte. Daß dagegen der kleine Berberhengst nicht aufkam, der Reiter also bereits so viel als schon gefangen war, darauf hätte ich einen Eid geleistet.

Den Revolver in der Hand ritt ich möglichst gedeckt gegen das Dorf vor. Als ich keine Deckung mehr benützen konnte, ließ ich Kassandra über das Schneefeld laufen, was sie aus sich herausbrachte.

Der Franzose benahm sich sehr eigentümlich. Zuerst war er im Trabe um das Dorf geritten, jetzt ließ er seinen Gaul nur im Schritt gehen.

„Verflucht!“ dachte ich mir, „auch wieder einer von den niedrigen Kerls, die froh sind, wenn sie gefangen werden.“ Zuletzt blieb er gar noch stehen und schaute mir ruhig entgegen, was mich veranlaßte, auch meine Schnelligkeit zu mäßigen und nunmehr nur im Trabe auf ihn zuzukommen. Der Franzose lächelte, langte mit der Hand dahin, wo ungefähr sein Käppi saß und sagte in unverkennbar bayerischem Dialekt:

„Herr Kamerad, Sie gehören wahrscheinlich zu der Kolonne da hinten. Ich habe Sie schon länger bemerkt, kann ich vielleicht mit etwas dienen?“

Wenn eine Granate aus heiterm Himmel fallend dicht neben mir geplatzt wäre, hätte die Anrede des Franzosen in den heimatlichen Lauten mich nicht stärker verblüffen können.

„Ja, Herr, sind Sie denn kein Franzose?" rief ich und hatte fast vor, ihn zu fangen, wenn er auch aus einer der Münchner Vorstädte stammen sollte.

„Ich, ein Franzose!" antwortete er ganz aufgebracht, „ich bin ja der Quartiermeister (Zahlmeister) N. N. von der und der Verpflegsabteilung."

„Was machen Sie denn in diesem Aufzuge hier?" fragte ich noch immer nicht beruhigt.

„Ich reite um das Dorf und sehe nach, ob die verfluchten Franzosen nicht irgendwo noch einen Strohhaufen stehen haben, den wir mitnehmen könnten."

„Aber Ihr Anzug, Herr Quartiermeister?"

„Sehen Sie, Herr Leutnant, der Gaul, der ist von Weißenburg und der Mantel, der stammt aus Orleans. Wenn man nur seinen Ordonnanz-Mantel hätte, müßte man ja bei der Bärenkälte frieren wie ein Hund."

Damit hatte ich alle Aufklärung, die ich mir wünschen konnte. Ich zeigte dem Herrn meinen gespannten Revolver und sagte, daß, wenn er schnell davongeritten sein würde, ich ihm unfehlbar eine Kugel zwischen die Rippen geschossen hätte.

„Herr Kamerad", antwortete er darauf kopfschüttelnd in größter Ruhe, „sehen Sie, das wäre unter keinen Verhältnissen möglich gewesen."

„Warum nicht?" fuhr ich auf.

„Wissen Sie", sagte er, „weil ich nie schnell reite."

30. Das Schlachtfeld vom 2. Dezember.

Gegen Abend langten wir in Orgères an, woselbst unsere Liebesgaben ebenso notwendig als willkommen waren. Das große Dorf war mit Verwundeten überfüllt, jeder bewohnbare Raum bis auf den kleinsten Platz belegt. Ich war daher einem der bei dem Feldspitale eingeteilten Offiziere sehr dankbar, daß er mich einlud, in seinem Zimmer mit ihm und zwei jungen Ärzten zu übernachten.

Der Platz, der uns zur Verfügung stand, hatte einen Flächenraum von wenigen Quadratmetern. Außer daß er drei Menschen (heute vier) beherbergen mußte, diente er auch als Vorratskammer für verschiedene, den Ärzten nötige Gegenstände. Ein kleiner Tisch, einige leere Fässer, Kisten und die in der Ecke aufeinandergelegten Matratzen bildeten das Meublement. In einer geöffneten Wagenlaterne brannte eine Stearinkerze, welche durch ihr Licht spärlich die Stube und deren Insassen beleuchtete.

Das Haus war außerdem noch von einigen hervorragenden Ärzten der freiwilligen Krankenpflege bewohnt und stak in allen seinen nur einigermaßen zugänglichen und brauchbaren Lokalitäten voll Schwerverwundeter. Von den Ärzten sah ich an jenem Abend niemand, so sehr waren sie von ihrem Dienste in Anspruch genommen. Speise und Trank waren rar, schon deshalb, weil wir nach der eigentlichen Essensstunde angekommen waren und frisches Fleisch erst am nächsten Tage zu erwarten hatten.

Wir begnügten uns aus diesem Grunde mit einigen Büchsen Ölsardinen und tranken Portwein dazu. Das war jener Fall, in welchem man sich in Ermangelung von etwas schlechterem mit etwas sehr gutem begnügen mußte. Aber nicht immer ist das „sehr Gute“ auch für den Menschen gut. Wenigstens ich konnte die fette Speise und den schweren Wein, das Einzige, was ich an diesem Tage über meine Lippen brachte, nicht vertragen und fühlte mich bald sehr unwohl. In Eile sprang ich die dunkle Treppe hinab und suchte tastend nach einer Thüre,

die ins Freie führen sollte. Endlich glaubte ich diese gefunden zu haben, geriet aber in einen völlig dunkeln Raum und stolperte sofort über einen weichen nachgebenden Gegenstand, der sich bei der Berührung mit der Hand eiskalt anfühlte. Die Unsicherheit des Tastens im Dunkeln und das Erschrecken brachte mich zu erneutem Stolpern und zum Hinfallen. Aber welch Entsetzen! Ich fühlte Leiber, Arme, Beine und alles kalt, eiskalt. Wie ich mich erheben wollte, gleite ich nochmals aus und falle erneut. Dabei will ich mich halten, erwische eine Hand, die mit dem, was an ihr hängen mochte, nachgibt und nach mir zurollt — ein blinder Schrecken fährt in alle meine Glieder. — Wie lange ich gebraucht habe, aus diesem gräulichen Orte wegzukommen, weiß ich nicht mehr — zuletzt lange ich bleich und verstört oben an. Alles fragt mich, erschreckt von meinem Aussehen, was mir fehle, und endlich bin ich im stande, mein Erlebnis zu erzählen.

Statt daß die bösen Menschen aber mit mir fühlen, brechen sie in ein fröhliches Gelächter aus.

„Lieber Herr Kamerad, wir haben Ihnen doch deutlich gesagt, daß Sie die erste Thür rechts aufsuchen müssen. So kamen Sie aber an die erste Thüre links und das ist unsere Totenkammer. Erst heute Morgen ist eine Anzahl armer Bursche begraben worden. Was aber heute im Hause gestorben ist, wurde wieder in diesen Raum geschafft, der eigentlich nicht zum Hause selbst, sondern zu dessen Anbau gehört. Morgen früh wird der Platz wie gewöhnlich wieder geleert werden."

Das war nun alles richtig. Die Offiziere hatten mir ganz genau die rechte Thüre angegeben, aber wie schon gesagt, die Sardinen und der Portwein ließen sie mich nicht finden.

Ich habe weder vor- noch nachher in meinem Leben ein Schreckensgefühl gehabt, das dem in der Totenkammer ausgestandenen nur annäherungsweise gleichgekommen wäre.

Eigentlich war es ein rechter Unsinn, denn die Toten sind sehr harmlose Leute und bekannt genug konnte ich doch mit ihnen bereits geworden sein. Aber der schlechtgefütterte Mensch hat

sehr oft auch schlechte Nerven. Daß ich denselben in Orgères so wenig Herr wurde, darüber ärgere ich mich noch. —

So lange man jung ist, werden auch tiefe Eindrücke leicht überwunden. Ich schlief in dieser Nacht vortrefflich. Am nächsten Morgen wurde mit sämtlichen Wagen auf das Schlachtfeld gefahren und was an Waffen und Armatur, besonders deutschen Sachen, noch brauchbar erschien, aufgeladen. Auf dem Schlachtfelde sah es sehr wüste aus. Es war hier der Fall eingetreten, daß der Sieger nicht für dessen Aufräumung sorgen konnte. Die meisten Toten waren noch unbeerdigt und boten einen scheußlichen Anblick dar, da sie verschiedenen Witterungswechsel durchzumachen gehabt hatten. Ortschaften und Meierhöfe zeigten die bekannten Kugel- und Brandspuren. Das war nichts Neues mehr. In einem fast niedergebrannten Bauernhof fand ich sehr viele Verwundete, eine Szene, welche ich bereits früher beschrieb. Nach kurzer Zeit waren unsere Wagen schwer beladen. Da erblickte ich auf eine Entfernung von ungefähr einem Kilometer einen sich uns nähernden Haufen von etwa 40 französischen Soldaten. Sie kamen aus südlicher Richtung, also von Orleans her. Ihr Gebaren war offenbar nicht kriegerisch, denn sie bummelten, die Hände in den Hosentaschen, die meisten mit Stöcken in den Händen, bequem auf uns zu. Auch mit dem Glase konnte ich keine Gewehre entdecken. Das gab also offenbar kein Gefecht. Der Vorsorge halber ließ ich meine Wagen vorausfahren und ritt den Ankommenden langsam entgegen. Ungefähr auf 200 Schritt ihnen nahe hielt ich. Dies that auch der Trupp, von dem sich viele sofort auf die Erde lagerten. Zwei Unteroffiziere kamen auf mich zu, grüßten höflich und sagten, sie wollten sich mir ergeben, denn der Feldzug sei doch bald aus, dieses Leben sei nicht mehr zu ertragen, an ihre Armee könnten sie sich nicht anschließen, weil sie nicht wüßten, wo dieselbe steht, außerdem wollen die Bauern, bei denen die Soldaten sich versteckt hielten, denselben nichts mehr zu essen geben.

Da blieb mir nun nichts übrig, als daß ich diese tapferen Krieger aufforderte, mit mir zu kommen. In Orgères wurden

sie gefüttert und untergebracht und am nächsten Morgen standen sie schon lange, ehe der Transport abfahren konnte, marschfertig da. Bei Angerville übergab ich die Braven dann einem Gefangenentransport, der sich ebenfalls nach Corbeil zu bewegte. Ich war froh, wie ich das Gesindel angebracht hatte.

Unsere weitere Reise nach Corbeil, die diesmal über Etampes ging, verlief einfach. Das Wetter hatte sich gebessert, meine Bedeckungsmannschaft und die Fuhrleute thaten nach Kräften ihre Pflicht. Noch einmal ergab sich bei Etampes ein unwillkürlich komischer Vorfall. Zwei preußische Husaren kamen mit einigen französischen Strolchen von einer seitlich der großen Straße gelegenen Ortschaft und meldeten mir, daß dieselben wegen Verdachts der Spionage ergriffen worden waren. „Befehlen der Herr Leutnant, daß die Kerls jleich jehängt werden sollen?“ endete der meldende Husar seine Rede. Ich gestehe, die Sache kam mir etwas unvermutet und ich gab deshalb den schneidigen Reitern den Rat, die Verbrecher in Etampes dem Etappenkommando einzuliefern. Ich bin zwar sehr für rasche Justiz, jene der Husaren wäre mir aber doch ein bischen zu rasch gewesen. Überzeugt bin ich aber, daß wenn ich „ja“ gesagt hätte, die Franzosen 10 Minuten darauf an einer Fouragierleine, wie sich der alte Strafkodex ausdrückt, so lange am Halse aufgehängt worden wären, bis sie tot gewesen sein würden.

31. Einiges von der Etappe in Longjumeau.

Longjumeau! Wer von denen, die in der bayerischen Armee den Feldzug mitmachten, kennt es nicht, das freundliche Städtchen mit seiner unendlich langen Straße?

Im Süden von Paris gelegen, mußten es so ziemlich alle passieren, welche auf dieser Cernierungsseite etwas zu thun hatten.

Der Klang dieses Namens hatte für uns Offiziere und die gebildeteren Elemente etwas anheimelndes und bekanntes, denn so mancher hatte von der Bühne in nachklingenden Tönen die Geschichte „des jungen Postillon von Longjumeau" mit obligatem Peitschenkonzert vernommen.

Eines der in der Hauptstraße gelegenen Wirtshäuser hieß „zum Postillon" und trug ein gemaltes Schild, das, soviel ich weiß, als Andenken nach Deutschland gewandert und sich unter den Requisiten einer Hofbühne noch heute vorfinden soll.

Longjumeau war im Anfang der Cernierung ganz von seinen Einwohnern verlassen. Erst später stellten sich dieselben nach und nach wieder ein und die Geschäftsleute, zu welchen sich eine Menge deutscher Spekulanten gesellt hatten, trieben einen schwunghaften Handel mit den Tausenden von Passanten.

So war immer Leben und Bewegung in dem kleinen Orte. Das Etappenkommando hatte nicht kleine Arbeit und entledigte sich seiner Pflichten in sehr gewandter Weise.

Der Etappenkommandeur faßte seine Pflicht auch dahin auf, den durchreisenden Offizieren der preußischen und bayerischen Heeresabteilungen, bevor sie die Misère der Belagerung durchkosten mußten, oder wenn sie aus irgend einem Grunde von dieser zurückkamen, einmal einen guten Tag zu machen, der für so manchen auch der letzte war, den er im Leben hatte. Einige Gebäude waren als Logierhäuser eingerichtet, eine deutsche Köchin, die man, Gott weiß wo, aufgetrieben hatte, kochte vorzüglich, Passanten gab es täglich und so war das Leben auf der Etappe Longjumeau ein ganz lustiges.

Der Krieg zeitigt sonderbare Früchte. Unter diese gehörte der Proviantmeister der Etappe, dessen Spezialität das Geflügel war. Unter diesem Proviantmeister hat man sich einen seinen deutschen Eltern entlaufenen Jungen von ungefähr 14 Jahren vorzustellen, wie solche damals sich öfter an die Truppen anschlossen und von den gutmütigen Soldaten durchgefüttert wurden. Derartige Burschen sind nach dem Kriege selbst wieder mit nach

Deutschland zurückgewandert und in einigen Fällen später in ihre „Stammregimenter" eingetreten.

Der Knabe, der für uns in Frage kommt, ein kecker, kräftiger, blondhaariger Bengel, bekleidet mit Manchester-Hose, Bluse und Pudelmütze, hatte sich auf irgendeine Art einen alten französischen Schimmel verschafft, der aber noch ganz gut zu Fuße war. Sattel trug das Tier keinen, dafür aber hing über den Widerrist ein in der Mitte abgebundener Sack. Zur weiteren Ausrüstung des Herrn Proviantmeisters gehörte eine Bohnenstange, an deren oberem Ende eine Schleife aus Messingdraht befestigt war.

So ausgerüstet zog derselbe weit ins Land, meist natürlich dahin, wo keine Truppen lagen, d. h. wo noch etwas zu holen war.

Der Stock war ein vorzügliches Fangwerkzeug. Die fetten Braten wanderten flugs in den Sack. Ergaben sich Schwierigkeiten wegen der Bezahlung, so wurde die Anleihe bei der Schnelligkeit des alten Schimmels gemacht. Was aus dem hoffnungsvollen Proviantmeister wurde, ist mir unbekannt, jedenfalls zeigte er schon in früher Jugend gute Anlagen.

Die Eindrücke des Feldzuges brachten in dem Geistesleben des Einzelnen, hervorgerufen durch fortwährende Reizung der Nerven, gar merkwürdige Dinge zum Vorschein.

Der kleinen Geschichte, welche ich nun erzählen will, muß ich ihrer Absonderlichkeit wegen voranschicken, daß, wenn sie nicht buchstäblich wahr sein würde, ich sie selbst als sehr schlecht erfunden bezeichnen müßte.

Im Logierhause zu Longjumeau traf ich eines Abends einen Pionierhauptmann, den ich vordem als oft übermütig lustigen Mann gekannt hatte, in einer so auffallend wehmütigen, traurigen Stimmung, daß ich ihn mitleidig, als wir allein zusammensaßen, um den Grund seiner Niedergeschlagenheit befragte.

Nach einigem Zureden begann er denn: „O, Herr Kamerad, dieser Feldzug ruiniert den Menschen!"

Ich gab ihm recht, obgleich ich vorläufig noch nichts davon verspürte.

„Ach und immer dasselbe Essen!“ fuhr er fort. „Ich nähre mich nun schon monatelang von Hammel- und Erbswurst, o Gott, o Gott! nicht ein einzigesmal Sauerkraut, nicht ein einzigesmal Sauerkraut!“

Dabei liefen ihm die Thränen über die dicken Wangen und er weinte derart, daß nichts anderes als hochgradige Nervenaufregung der Grund sein konnte.

Die Geschichte ging mir, offen gestanden, trotz der närrischen Idee mit dem Sauerkraut, über den Spaß. Wie auch einer die Sauerkraut-Krankheit haben konnte!

Einige Tage später traf ich den traurigen Hauptmann wieder in Corbeil und wir machten miteinander aus, uns bei Tische sehen zu wollen. Vorher aber hatte ich noch einen Gang in das Magazin der Georgi-Ritter zu machen.

Unter anderen guten Sachen gewahrte ich dort ein ganz kleines Fäßchen mit Sauerkraut. Erfreut bat ich mir dasselbe für meinen Kranken aus und brachte es selbst mit ins Gasthaus.

„Was meinen Sie, was ich für Sie habe?“ rief ich dem Dicken zu.

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht,“ sagte dieser, dabei gerieten aber seine Lippen schon ins Zittern.

„Sehen Sie her, Sauerkraut, schönes Sauerkraut!“ entgegnete ich und entfernte den Deckel, den weißen appetitlichen Inhalt zeigend.

Ohne nun weiter ein Wort zu sagen, stürzte mein Freund auf mich zu, riß mir das Fäßchen aus der Hand, fuhr mit der ganzen Hand hinein und verschlang — ja verschlang einen ziemlichen Teil des Inhalts in der gierigsten Weise.

Die Thränen liefen ihm dabei über die Backen und so es das eifrige Kauen erlaubte, sagte er: „Ich danke Ihnen, Sie sind mein Retter, ich werde Ihnen das nie vergessen,“ und derartiges mehr. —

Wie er sich später verhielt, das weiß ich nicht. An jenem

Tage aber war er wie früher der lustigste Gesellschafter. Die Sauerkrautkrankheit hat ihn nicht umgebracht, oder vielmehr, ich habe ihn damals vom Tode errettet, denn er starb erst vor ganz kurzer Zeit an einem ganz anderen Übel.

32. In Versailles. Etwas über Spione. Das Hotel des Reservoires.

Versailles bot in diesen Tagen viel Anziehendes. Stets herrschte der regste Verkehr zwischen der Armee und dieser Stadt. Und zwar einesteils, weil sich eine große Anzahl von Magazinen dort befand, eine Menge der für die Truppen oder besonders die Offiziere nötigen Ausrüstungsgegenstände zu haben war, anderenteils weil die Stadt, zumal nach dem Fall von Paris, fleißig aus Neugierde und zu Vergnügungszwecken besucht wurde.

In den Kasernen lagen preußische Regimenter, die Regimentsmusiken spielten, Spaziergänger wogten in den Avenuen auf und ab, Savoyarden-Knaben wollten unausgesetzt die Stiefel putzen und waren nur schwer zu verscheuchen, Fuhrwerke, darunter hochelegante Wagen, rollten die Straßen entlang, das weibliche Geschlecht zeigte sich weniger zurückhaltend als an anderen Orten — oft hätte man glauben können, es sei der tiefste Frieden — wenn es nur nicht ab und zu vom Mont Valerien herab so verdächtig gebrummt hätte.

Es ereignete sich oft und aus verschiedenen Gründen, daß ich nach Versailles reiten mußte. Einmal hatte ich beim Oberkommando der III. Armee, ein anderesmal in Spitalangelegenheiten mit den Johannitern zu thun, oder es handelte sich um einen Offizier, der dort in Pflege war, kurzum, es gab mannigfache Anlässe, nach Versailles zu gehen.

Ich könnte nicht sagen, daß mir das unangenehm war. Konnte man doch oft einen kurzen Blick hinter die Kulissen thun, wenngleich die eigentlichen Macher es wohl verstanden, das Getriebe ihrer Maschine den profanen Augen unsichtbar zu machen.

Ab und zu hörte man aber doch etwas. Äußerst interessant war mir stets eine Befehlsausgabe bei dem Oberkommando und zwar aus psychiologischen Gründen. Dieselbe war ein Bild der Zeitumstände. Ebenso sehr wie alles bei dem glücklichen Verlauf einer Affaire unter dem Eindruck der Nachricht über ein glückliches Gefecht aufatmete, in demselben Maße verfinsterten sich die Gesichter sämtlicher Anwesenden, wenn der Generalstabs-Chef Generalleutnant von Blumenthal oder der Oberquartiermeister Oberst von Gottberg einmal ohne Zigarre oder mit finsterer Miene erschienen. Besonders als die Lage an der Loire schwierig zu werden begann, vor Paris nichts vorwärts gehen wollte und eine unausgesprochene, aber dennoch vorhandene nervöse Ungeduld der Armee sich zu bemächtigen begann, kam ab und zu eine Notiz, welche einen Ausspruch Moltke's mitteilte: z. B. in Paris befinden sich nur mehr auf so und soviel Wochen Lebensmittel, oder am Schlusse der Belagerung, die Übergabe von Paris steht in einigen Wochen zu gewärtigen. Und der alte, geniale Rechner hatte sich in seinen Aussprüchen nie geirrt, deswegen wurden sie auch alle geglaubt und dienten zur wirklichen Beruhigung und zur neuen Anspornung.

Etwas, worüber man sich in den Kreisen der Nichteingeweihten meist eine vollständig falsche Vorstellung macht, ist das Nachrichtenwesen durch Spione. Die meisten derartig erhaltenen Mitteilungen besitzen nur einen sehr untergeordneten Wert, obgleich man nicht völlig darauf verzichten kann.

Die Franzosen sorgten durch ihre plauderhafte Presse dafür, daß eine Menge der wichtigsten Maßregeln bekannt und vom Armee-Oberkommando in gehörige Würdigung gezogen wurde.

Könnte man sich die Spione aus jenen Kreisen wählen, welche den höchsten Behörden des Gegners nahe stehen, so wäre es gut, das ist aber — zur Ehre der öffentlichen und privaten

Moral sei es gesagt — sehr selten der Fall. Man hat meist ganz unbedeutende Individuen zur Verfügung, welche mit wenig militärisch gebildeten Augen sehen. Darnach ist auch die Qualität der Nachrichten zu beurteilen.

Es ist nicht schwer, über gegnerische große Konzentrationen oder Aufmärsche und dergleichen unterrichtet zu werden. Gewöhnlich ist es aber dann schon zu spät, um dagegen wirksam zu operieren.

Während des Feldzugs mußte ich Spione aus fast allen Ständen kennen lernen. Der eine trieb sein Handwerk schamlos und mit wenig Rücksicht auf seinen gefährdeten Hals, andere aber zeigten viel Zurückhaltung bei Empfang der Aufträge und Abgabe der Nachrichten.

Merkwürdig war, daß im ganzen sehr wenig für eine derartige Ware bezahlt wurde. Es gab eine Menge von Schuften, die für täglich 5 Francs ihr Vaterland verrieten. So oft ich mit einem solchen Menschen zu thun hatte, hatte ich das Gefühl, als wenn ich Kröten und Nattern anrühren müßte.

* * *

Ein Tag in Versailles verbracht, war gewöhnlich zwar sehr lustig, aber sehr teuer. Das Geld jedoch wie das Leben verliert im Kriege an seinem eigentlichen Werte. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die geizigsten Menschen wahre Verschwender wurden. Denn man lebt nur für das Heute, was morgen kommt, weiß kein Mensch, vielleicht liegt man erschossen hinter einem Zaune. „Vogue la galère!“

Oft führte mich mein Weg in das Schloß von Versailles, das in seinen glänzenden Räumen so viel Elend barg. Wenn man die weiten, luftigen Säle und deren hohe, helle Bogenfenster betrachtete, fiel es schwer zu glauben, daß in diesen Räumen das schleichende Gift der Pyämie sich unerbittlich seine Opfer holte. Wie viele, die in einem anderen Spitale nach kurzer Zeit von ihren Wunden geheilt worden wären, verfielen diesem fürchterlichen Orte. Als man dies erst in seiner ganzen

Schrecklichkeit erkannt hatte, war es leider für so manchen zu spät geworden. In dieser Richtung wird es in Zukunft durch die antiseptische Behandlungsweise besser werden.

Durch meine dienstliche Stellung hatte ich oft Gelegenheit, mit hohen und höchsten der im Hauptquartiere anwesenden fürstlichen Persönlichkeiten in Berührung zu kommen.

Seine Königliche Hoheit Prinz Luitpold von Bayern war, wie bekannt, gleichfalls in Versailles anwesend. Ich hatte Sr. Königlichen Hoheit zu verschiedenen Zeiten Schriftstücke vorzulegen oder Meldungen zu erstatten. In gewohnter Weise benahm sich der Prinz bei solchen Anlässen gütig und herablassend. Es wurde mir auch die Ehre zuteil, zur Mittagstafel im Hotel des Reservoires beigezogen zu werden.

Für den Prinzen war eine Nische des großen Saales belegt, in welcher derselbe gewöhnlich in einfachster Weise, nur begleitet von seinen persönlichen Adjutanten, das Diner einnahm.

Durch den täglichen Besuch der dem Hauptquartier attachierten fürstlichen Persönlichkeiten gewann das Hotel für die Passanten hohes Interesse.

Prinz Karl von Preußen, der im Äußern viel Ähnlichkeit mit Seiner Majestät dem Kaiser Wilhelm hatte, dann der Großherzog von Sachsen, der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, der kaiserlich russische Militärbevollmächtigte Graf Kutusow, dann Herzog Ernst von Koburg-Gotha, der Herzog Eugen und Prinz Wilhelm von Württemberg, der Herzog von Augustenburg, die Erbgroßherzoge von Sachsen, Mecklenburg-Strelitz und Hohenzollern-Sigmaringen, sowie noch andere hohe Militärs speisten an der mittleren großen Tafel, während der Kriegsminister Graf Roon, dann Graf Moltke, von Blumenthal, von Gottberg und noch einige Herren ihr Mittagsmahl in einer der Saalnischen einnahmen.

Es gab also für uns Offiziere Gründe genug, um einige Goldvögel in den teuern Reservoires flügge zu machen, und es gehörte sicher nicht zu den uninteressantesten Dingen, diese Tafelrunden zu betrachten.

Auf so manchen dieser Herren, besonders auf jenen in der kleinen Nische, lasteten schwere Sorgen. Sie ließen es sich aber bei Tische nicht anmerken und nicht selten vernahm man von dort munteres Lachen. Selbst den großen Schweiger Moltke habe ich zwar nicht übermütig, doch sehr animiert gesehen!

Am Anfange meines öfteren Verkehrs in dieser Stadt kannte ich natürlich die dortigen Gewohnheiten nicht so genau. Nun kam ich eines Tages in das besprochene Hotel und fand dort alle Seiten und kleineren Tischchen mit Herren aus dem Cernierungsgürtel besetzt, welche sich einen guten Tag machen wollten.

Zufällig bemerkte ich kein bekanntes Gesicht darunter und nahm deshalb an der mittleren, gänzlich unbesetzten Tafel Platz.

Einen Kellner, welcher mich veranlassen wollte, mich an anderer Stelle niederzulassen und der etwas von „abonniert“ sprach, behandelte ich sehr ungnädig, da ich mir nicht vorstellen konnte, daß mitten in kriegerischer Bewegung noch von abonnierten Tischen gesprochen werden könne. Derselbe entfernte sich achselzuckend und ich blieb sitzen, aß und musterte die bunte, fröhliche Gesellschaft um mich herum.

Nach einiger Zeit setzte sich ein junger württembergischer Offizier neben mich, der meine Vorstellung mit einem freundlichen Kopfnicken, jedoch nicht mit Entgegengabe seines eigenen Namens erwiderte. Wir unterhielten uns längere Zeit und zwar in lebhaftester Weise mit einander. Da trat der Herzog Ernst von Koburg in preußischer Dragoner-Uniform herein, machte in der Richtung auf uns ein tiefes Kompliment, das mein im eifrigsten Gespräche befindlicher Nachbar nur sehr obenhin zurückgab, und setzte sich an das untere Ende der Tafel. Dem Herzog von Koburg folgten noch einige andere hohe Herren, welche sich diesem an der Tafel anreihten. Ich saß noch immer allein in der Mitte mit dem württemberger Offizier.

Nach einiger Zeit erschien der Herzog von Augustenburg in bayerischer Generalsuniform und redete alsbald meinen Nachbar mit „Königliche Hoheit“ an.

Natürlich war die Reihe sich zu entschuldigen nun an mir, denn ich sah, daß ich wirklich an einen für die fürstlichen Herren des Hauptquartieres reservierten Tisch geraten war und den königlichen Prinzen nicht als solchen erkannt hatte. Deshalb wollte ich mich entfernen.

Der Prinz duldete dies aber nicht, ich mußte sitzen bleiben und erinnere mich immer noch mit Freude der angenehmen Stunden, welche ich im lebhaftesten Gespräche mit dem hohen Herrn verbrachte.

Heute trägt der damalige Offizier die Krone Württembergs.

Mit Wehmut gedenke ich auch der Beziehungen, in welche ich zu dem unglücklichen, kranken König Otto von Bayern trat.

Meine Aufgabe war, den noch in Jugend und Liebenswürdigkeit strahlenden königlichen Prinzen von L. nach V. zu begleiten, wohin sich derselbe zu seinem Chevauleger-Regiment begeben wollte.

Körperlich und geistig lebhaft, mit offener, an seinen königlichen Großvater erinnernden Genialität, interessierte sich der hohe Herr für alles, was er sah und hörte und verband damit eine so liebenswürdige, herablassende Umgangsweise, daß ihm alle Herzen zufliegen mußten. Wer hätte damals geahnt, daß einst eine dunkle Schicksalswolke so tiefe Schatten auf das bayerische Regentenhaus werfen würde! —

Monate waren vorübergegangen, seitdem ich den Prinzen nach V. zu begleiten die hohe Ehre und Aufgabe hatte, als wir in Paris einzogen.

Ich machte damals den Einzug als wieder bei dem 6. Infanterie-Regiment eingetretener Oberleutnant mit.

Prinz Otto begegnete unserm Bataillon auf seinem Heimritte im selben Augenblicke, als es durch die Umfassungslinie in Paris einmarschierte.

Dabei wurde er meiner ansichtig, wendete sein Pferd und ritt unter dem liebenswürdigsten Gespräche mir zur Seite, inmitten der Kolonne, wieder bis zur Place de la concorde zurück.

Schade! Schade! Schade! um so viel Liebenswürdigkeit und Geist. — — —

Eine andere meiner vielfachen Missionen war, die bayerischen Minister von Prankh, von Lutz und Graf Bray in Lagny abzuholen und nach Versailles zu begleiten.

Die Herren kamen mittelst Eisenbahn mit ziemlichem Gefolge und noch größerem Gepäcke an. Die für uns Feldsoldaten längst vorhandene Gewöhnung an die Übergänge vom tiefen Frieden in die kriegerische Umgebung fehlte jenen Herren, und sie machten deshalb sehr erstaunte Gesichter, als sie sich inmitten des sinnverwirrenden Lärms, der Aufregung, Unordnung und drastischen Szenen des Bahnhofes zu Lagny sahen. Das Erstaunen wuchs, als ich ihnen vorläufig nur einen einzigen Wagen anbieten konnte und den zweiten erst dazu finden mußte, was mir auch in kürzester Zeit gelang.

Aber selbst in Versailles ging es mit der Unterbringung meiner Schutzbefohlenen nicht glatt, trotzdem die Herren avisiert waren. Einige mußten sich im Wagen gedulden, bis ihre Quartiere beziehbar, mit anderen Worten der bisherige Insasse durch einen Machtspruch der quartierverteilenden Etappenbehörde „rausgeschmissen“ wurde.

Durch das viele Kopfschütteln bei der Fahrt und beim Einzuge haben sie aber weder die Köpfe verloren, noch sind sie schwindlig geworden, sondern zeigten bei den Verträgen, die sie stipulieren halfen, daß ihnen Kopf und Herz am ganz richtigen Flecke saßen.

33. Weihnachten in Frankreich.

In Corbeil war es für mich sehr uninteressant geworden, denn nach der Tour in den Süden an die Loire kam für mich nichts Anregendes mehr vor. Ich war daher sehr glücklich, als mein inniger Wunsch in Erfüllung ging und

ich zum Regimente, das an der Südfronte von Paris lag, einrücken durfte. Meiner verschiedenen Pferde hatte ich mich bald entledigt (zwei davon nahm ich mit) und somit stund meiner Abreise nach Weihnachten nichts mehr im Wege.

Das Weihnachtsfest feierte ich noch zu Corbeil. Eine große Sorge machte die Beschaffung einer richtigen jungen Tanne oder Fichte, denn in der näheren Umgebung von Corbeil gibt es nur Laubwälder. Da erinnerte ich mich, in der Richtung auf Fontainebleau, einige Stunden entfernt, einmal über eine Schloßparkmauer gesehen und im Parke junge Fichten bemerkt zu haben. Das war genug. Ich machte mich also sofort mit Michel auf den Weg, wir kamen an das Schloß, das nicht von Militär belegt war und in der Zwischenzeit wieder von seinen Besitzern bewohnt worden zu sein schien. Nun überlegte ich bei mir, ob ich kriegsmäßig verfahren, d. h. ohne weiter zu reden, mir die jungen Bäume holen solle oder ob ich gut thäte, mir vorher eine Erlaubnis geben zu lassen.

Ich entschloß mich zu letzterem. Unser Eintreten rief eine große Bewegung hervor, denn die Schloßbewohner dachten sicher, daß irgend eine unangenehme Kriegskonsequenz im Anzuge sei. Mit Mühe gelang es mir, persönlich mit dem Besitzer, einem sehr alten adeligen Herrn verhandeln zu können, weil sich zuerst der Concierge, dann der Verwalter, darauf ein Neffe einstellte, welche sämtlich im höheren Auftrage meine Wünsche entgegennehmen wollten.

Es gelang mir nur schwer, dem alten Herrn, der wenig oder keinen Begriff von der deutschen Weihnachtsfeier hatte, begreiflich zu machen, was ich wollte. Ohne die Intervention eines hübschen jungen Mädchens, das dieser eigens dazu herbeirief, wäre es mir überhaupt nicht gelungen. Der alte Herr hatte nur die Vorstellung vom „sabots de noël“ im Kopfe und meinte, solche könnte man auch in Corbeil genug bekommen.

Als er mich aber verstanden hatte, erklärte er sofort seine Bereitwilligkeit und verfügte sich selbst mit in den Park. Seine größte Verwunderung erregte, daß ich so artig gewesen sei, ihn

wegen dieser Kleinigkeit erst zu bitten. Ich dankte lächelnd für seine gute Meinung. Nachdem ich im Beisein der ganzen Familie mit dem alten Herrn eine Flasche Wein getrunken hatte und Michel ordentlich abgefüttert war, dankte ich herzlich und wir bestiegen unsere Rosse zum Heimritt.

Anfänglich hatte mein Bursche die zwei jungen Fichten bei sich auf dem Pferde. Nach und nach begann jedoch dessen Tier sehr unruhig zu werden, weil es fortwährend von den Tannennadeln gestochen wurde. Deswegen nahm ich einen der kleinen Bäume zu mir auf den Gaul und so zogen wir, angestaunt von der Bevölkerung, was ihr gerade nicht zu verargen war, durch Corbeil. Der Baum war vorhanden, nun fehlte aber noch alles andere. In ganz Corbeil waren weder kleine Wachslichter noch Zuckersachen zum Aufhängen aufzutreiben. Man kannte diese Dinge nicht. Ich entschloß mich deshalb, nach Versailles zu reiten. Aber auch dort fand ich nur wenig Konfektkleinigkeiten und keine geeigneten Lichter. Während ich im Begriffe stand, mit meinen verschiedenen Siebensachen (denn ich hatte im Auftrag der Kameraden eine Menge kleiner Geschenke eingekauft und war bepackt wie ein vorzeitlicher Meßjude) zum Thore wieder hinauszureiten, fiel mir ein, daß man ja aus einem Wachsstock Lichter machen könne. In der Nähe war kein Laden für solche Artikel zu erblicken, wohl aber sah ich eine kleine Kirche. Da schoß mir der Gedanke durch den Kopf, der Meßner werde wohl etwas derartiges haben. Und dem war auch so. Der Mann war zwar etwas verwundert über mein Ansinnen, nachdem ich ihm aber gute Bezahlung versprach, erhielt ich das Verlangte.

Der Weihnachtsabend verlief in heimatlich gewohnter Weise, nur standen um den brennenden Baum, der außer Lichtern und Konfekt noch eine Anzahl guter oder nützlicher Gegenstände als da waren Sardinenbüchsen, Zigarren, Würste, Pfeifen, Messer, Hosenträger, Krawatten u. dergl. trug, lauter große, bärtige, schlachtengewohnte Männer, denen es aber dennoch recht weich und sehnsüchtig um die Herzen wurde.

Wir gedachten auch der armen Verwundeten. Eine von kurzer Hand veranstaltete Sammlung ergab einen ziemlich hohen Betrag, der am andern Tag der würdigen Oberin in Etiolles zu Weihnachtszwecken überreicht wurde.

Ich habe stets die Bemerkung gemacht, daß der Soldat sehr freigebig ist, wenn er Geld hat. Leider aber besitzt er zu selten das „rastlos rollende Gold".

34. Wie wir in der Cernierungslinie lebten.

Mein Regiment hatte vor Paris seine Hauptstation in Bièvre. Die Quartiere waren sehr reduziert, die Verpflegung höchst mittelmäßig. Der Hammel spielte die Hauptrolle auf dem Menu der Offiziere und Soldaten In Versailles gab es zwar andere und sogar sehr gute Fleischsorten, allein sie waren unerschwinglich teuer. So kostete z. B. ein Hammelschlegel von einem gemästeten Tiere 14—16 Francs, ein Kalbsschlegel dagegen 25—30 Francs, Hühner 20—25 Francs, Ochsenfleisch das Pfund 5—6 Francs. Alle Gemüse und Suppeningredienzien mußten zu hohen Preisen täglich aus den Magazinen bezogen werden. Am besten kam der Offizier weg, wenn er sich eine Mannschaftsportion mitbringen ließ. Wein bekamen wir geliefert. Manchmal war er gut, manchmal aber ein fürchterliches Gebräu. Am vorteilhaftesten war es, wenn wir uns selbst nach Weinverstecken auf die Suche begaben. An den merkwürdigsten Orten wurde Wein gefunden. Manche Soldaten erwarben sich hierin eine Praxis, die an das Indianerhafte grenzte. Besonders waren jene Tage günstig, an welchen morgens oder nachts leichter Schneefall stattfand und es gegen Mittag wärmer wurde.

Dann sah man in den zahlreichen Gärten, Parks und der nächsten Umgebung der Gebäude Männer stehen, welche so aufmerksam und nachdenklich ihre Blicke über den leicht überschneiten Boden hingleiten ließen, daß der Nichtsachverständige auf den Glauben kommen konnte, sie suchten eifrig nach den ersten Frühlingsboten. Dem war aber nicht so. Wo von einer Stelle die leichte Schneedecke früher wegschwand, das Erdreich also lockerer war als dessen nächster Umkreis, wurde der dunkle Erdfleck auf das genaueste durch Einstechen einer langen dünnen Eisenstange durchsucht. Kellerverstecke hielten gar nicht stand. Selbst mit Gefahr des Lebens machte man von den Feldwachen aus Streifzüge nach dem längere Zeit nur teilweise von den Franzosen besetzten Städtchen Clamart. Ein junger Offizier des 6. Infanterie-Regiments, der mit so und so vielen Mann eine solche Razzia ausführen wollte, verlor mit dem größten Teile seiner Mannschaft auf sehr traurige Weise das Leben. Derartige Fälle kamen öfter vor, worauf die Requisitionen in Clamart strenge verboten wurden.

Wir Offiziere und unsere Burschen bekamen eine enorme Fertigkeit in der Kochkunst. Der Hammel wurde auf vielleicht 20 Arten bereitet, die nur das eine Unangenehme hatten, daß jede doch nach Hammel schmeckte. Aber auch in Mehlspeisen leistete man großartiges. Schade, daß wahrscheinlich die besten Rezepte wieder verloren gegangen sind, sonst hätten die deutschen Frauen sehen und lernen können, daß ihr großer Eierverbrauch auf ganz falschen Begriffen beruht. Wenn die Belagerung noch ein bischen länger gedauert hätte, würden wir es sicher dahin gebracht haben, eingeschlagene oder Rühreier überhaupt ohne Eier herzustellen. Kaffee wurde in bedeutenden Mengen vertilgt. Gab es nichts zu thun, oder mußte man sich in dem gräulichen bombensichern Raum der Bayernschanze, der zwar jedesmal durchschlagen wurde, so oft eine Granate darauf fiel, aufhalten, oder befand man sich in den Erdhütten oder im Unterschlupf der Feldwachen, überall war die kleine Kaffeemaschine die treue Begleiterin. Der Mangel an Milch wurde durch Kognak ersetzt.

Überhaupt lernte man in Frankreich eine so große Menge von geistigem Getränk vertragen, daß der Kluge nach dem Kriege nichts besseres thun konnte, als sich diese Gewohnheit schleunigst wieder abzugewöhnen. Für so manchen wurde sie verhängnisvoll. An Tabak und Zigarren fehlte es im Dezember nicht und es rauchten Leute, die vordem keinen Tabak riechen konnten. Was sich aber dann in den obengenannten Aufenthaltsorten für Atmosphären entwickelten — darüber wird mir der gütige Leser gestatten den hermetisch abschließenden Deckmantel der Nächstenliebe zu ziehen.

Der Dienst war streng und aufreibend. Es gab 5- und 3tägige Dienstperioden, auf welche dann ein oder zwei Ruhetage folgten. Während jeder 5tägigen Periode brachte man einen Tag im Laufgraben, zwei auf den Feldwachen und den Rest auf den Replis zu. Natürlich, sozusagen immer das Gewehr in der Hand, nie aus den Kleidern, so und so oft alarmiert und nie sicher, daß man nach Bièvre zu den dort gelassenen Habseligkeiten wieder zurückkam. Oft kam es vor, daß wir, kaum in Bièvre eingerückt, wieder alarmiert wurden und sofort in eine Bereitschaftsstellung auf das Plateau rückten. Das dauerte oft 2, 4 ja 6—8 Stunden. Die Cernierungslinie war eben dünn und man konnte deshalb nicht vorsichtig genug sein. Von Seite des Oberkommandos und der Frontkommandeure war die Abwehr bei einem Ausbruch der Franzosen vollständig organisiert. Jede Truppe kannte ihren Platz und wußte, wie und wo sie helfend eingreifen mußte. Es war dies sehr nötig, denn die Franzosen suchten ihre wirklichen Absichten meist durch Scheinangriffe zu verbergen.

Ein hoher Offizier hieß im Soldatenmunde „das Plateaugespenst“. Dieser Scherzname bildete aber eine große Auszeichnung für den Herrn, der in unermüdlicher Weise, sich kaum den nötigsten Schlaf gönnend, für die Sicherheit der Fronte wachte.

Nach einer 5tägigen Dienstperiode fühlte man sich kaum mehr als Mensch. Das Aussehen war ein nur noch wenig an

ein Kulturwesen erinnerndes. Zuerst nach dem Einrücken aber wurde geschlafen und erst dann folgte die Reinigung. Um nicht bloß die Bacillen, von denen damals noch wenig bekannt war, sondern schon höher entwickelte Lebewesen zu töten, griff man häufig zu dem Mittel, die Kleider in einen warmen Backofen zu stecken. Michel hatte natürlich von dieser Einrichtung Kenntnis genommen und gedachte sie auch anzuwenden. Ich kann sein Gesicht nicht beschreiben, als er bald nach der ersten Anwendung wieder vor mir mit den Worten erschien: „Herr Adidant, der Backofen!" Dabei hielt er mir ein Bündel verbrannter, noch glimmender Uniformsreste vor die Augen. Der Schaden war nicht groß, da ich die stark verbrauchten Kleider ohnehin ablegen wollte und so kam Michel verhältnismäßig gut weg.

35. Blick nach Paris vom Laufgraben aus.

Von den Feldwachen oder dem Laufgraben aus, oder wenn man auf einem der Observationspunkte, die einen großen Umkreis beherrschten, kommandiert war, konnte man das zu unsern Füßen liegende Paris sich mit Muße ansehen. Die vielfach gewundene glänzende Seine, der Montmartre, der sich im Mittelpunkt des Häusermeeres erhebt, im Westen die blauen Umrisse des Mont Valerien, die hohen Bogen der Wasserleitung, die vielen Türme und Kuppeln, darunter die goldglänzende des Invalidendomes und die vielen Tausende von Lichtblitze, welche entstunden, indem sich die Sonne in den Oberlichtern der Gebäude brach, fielen besonders in die Augen. War es Nacht, so zeigten sich die Wolken über der Riesenstadt von den Millionen von Lichtern, die in ihr brannten, glänzend angestrahlt, und in der Stille, die rings um uns herrschte, konnte

man deutlich ein Rauschen und Wogen vernehmen, wie von ferner Meeresbrandung. Und ein solches Meer wogte auch zwischen diesen Mauern, rot von Blut, und jeder Wellenschlag hieß Zerstörung, Mord, Brand, Unmoralität, Wahnsinn.

Wie sehnsüchtig hingen aber unsere Blicke an diesem Etwas, das glänzend und schön wie die Sünde vor uns lag. Mit dessen Fall erhofften wir den Frieden. Denn im Wesen des deutschen Mannes liegt keine Raub- und Eroberungssucht. Er wahrt nur sein Recht, dies aber mit Einsetzung der höchsten Güter. —

Überall umgab uns eine rauhe, lebensgefährliche Wirklichkeit. Machte man auf Feldwache Feuer an, so sausten nicht selten die Granaten herüber und verwehrten ein solches Beginnen. Streckte man den Kopf etwas über die Brustwehr, sofort klatschte eine Chassepot-Kugel in der Nähe oder fuhr zischend über den Kopf weg. Nur im äußersten Fall war es erlaubt, solche Freundlichkeiten zu erwidern. Bei Nacht schob man die Posten nur wenig über die Feldwachen und Laufgräben vor und jeder durfte froh sein, von Postenvisitationen wieder heil zurückzukommen, denn unsere Leute, witzig gemacht durch das oft vorkommende Überfallenwerden, waren leicht zu einer Schußabgabe geneigt. Der Dienst im Laufgraben ist sehr mißlich. Man denke sich den 24stündigen Aufenthalt in einem ungefähr 1—1 $^{1}/_{2}$ Meter breiten Graben. Vor sich hat man einen Erdaufwurf. Steckt man den Kopf über denselben, so ist man in steter Gefahr, von einem Gewehrschuß oder Sprengstück getroffen zu werden. Die eigene Batterie feuert uns womöglich über die Köpfe weg. Dabei ist besonders bei Nacht eine große Aufmerksamkeit auf das Vorterrain zu entwickeln. Man ist immerwährend bemüht, die mit dem Gewehre in der Hand im Graben hockenden Soldaten munter zu erhalten, was nach den vorhergegangenen Anstrengungen und ihrem im allgemeinen schlechten Kräftezustand eine böse Sache ist.

Der Zugang zum Laufgraben ist gewöhnlich vom Gegner eingesehen, somit wird die Verpflegung in demselben fast illu-

sorisch. Kommt dann vielleicht der weit rückwärts in Sicherheit abgekochte „Hammel" an, so ist das Fleisch hart und die Suppe kalt, so daß man ohne Geschmacksunterschied ebenso leicht eine Talgkerze verzehren könnte. Alle diese Annehmlichkeiten erfahren bei schlechtem Wetter, wozu ich hauptsächlich Regen rechne, eine unerträgliche Steigerung. Der Boden des Grabens wird durch das herabstürzende und durchsickernde Wasser alsbald zur tiefen Schlammpfütze, in welcher der Soldat unter Umständen bis an die Knie versinkt. Wie man dabei aussieht und sich fühlt, überlasse ich des Lesers Phantasie.

36. Kriegsquartiere. Michel findet 40,000 Francs. Ein Besuch der Eigentümer „meines" Hauses.

Die oft verlassenen und im Wechsel von anderen Truppen belegten Quartiere im Cernierungsrayon bekamen alsbald ein Aussehen, als ob Vandalen in denselben gehaust hätten, trotzdem dem einzelnen nur ein geringes Verschulden zuzumessen war.

Im Sommer halten sich die Quartiere so ziemlich, aber im Winter, wenn, wie vor Paris, Holzmangel eintritt, verliert sich alsbald das Überflüssige und mit ihm das Nützliche und Notwendige.

Es vollzieht sich dies ungefähr so: A. kommt in ein noch gut erhaltenes Haus. Alle überflüssigen Holzteile, Requisiten, Utensilien sind bei der herrschenden Kälte schon verbrannt worden. Da fällt sein Blick auf die Leiste, welche am Zimmerboden längs der Wand läuft. Einige kräftige Axthiebe trennen diese los und sie erwärmt als flackernde Flamme gar bald die argdurchkälteten Soldaten. Nicht lange, so gehen die Leisten an den

Thürstöcken denselben Weg. Durch das Abreißen der Wandleiste wird das Herausnehmen der Bodenbretter erleichtert und man beginnt damit in einer entfernten Ecke. Wozu braucht man Fensterbretter? Das ist alles sehr überflüssig. Ein Klavier ohne Deckel ist auch ein Instrument, denkt A. Dann kommt dann später B., sieht dies und sagt: „Das ist ein ganz kaputer Scherben, den die verfluchten Kerls wohl hätten stehen lassen können.“ Nachdem es aber geschehen, steht dem gänzlichen Verbrennen nichts mehr im Wege. Ebenso ergeht es mit Bilderrahmen u. s. w.

Nach verhältnismäßig kurzer Zeit stehen nur mehr die Umfassungsmauern und oft auch diese nicht mehr, wenn es geht wie in Plessis piquets, wo mir ein Quartiermacher bei der Kantonnementsübernahme meldete, das xte Regiment habe bereits für Holz gesorgt, etwas, das ich bei der herrschenden Holznot zwar sehr auffallend, aber doch angenehm fand.

Wie verhielt sich dies aber? Von den Soldaten des xten Regiments war, um Feuerungsmaterial zu erlangen, ein kleines Häuschen abgebrochen worden. Dieselben hatten das erlangte Brennholz nicht vollständig aufbrauchen können und mußten es dann, wohl oder übel, für uns zurücklassen.

Nun klingt dies alles sehr wild und rauh. Man vergegenwärtige sich aber den Notstand und daß solche Dinge nur da vorkommen, wo die Örtlichkeit von den feindlichen Geschossen bestrichen, die Herbeischaffung von Brennmaterial nicht nur eine Annehmlichkeitsfrage, sondern eine solche auf Leben und Tod ist, so wird man sofort milder und gerechter darüber urteilen.

Weiter zurückgelegene Quartiere befanden sich in verhältnismäßig gutem Zustande. Die Landesbewohner, teils durch die kategorischen Erlasse der französischen Regierung, teils durch ihre sehr unmotivierte Furcht bewogen, hatten sie verlassen, fanden sich aber gegen Ende der Belagerung und besonders während des Waffenstillstandes zum großen Teile wieder ein. Sehr viele hatten auch die Hauseinrichtung mitgenommen. In allen jenen Orten, wo vor der deutschen Invasion die Mobilgarden gehaust

hatten, sah es bereits wüste, leer und scheußlich verkommen und verschmutzt aus.

In Clamart wurde einem älteren Offizier und mir ein gänzlich ausgeräumtes Haus als Quartier zugewiesen. Wir gaben unsern Soldaten den Auftrag, dasselbe sofort zu möblieren. Binnen 2 Stunden war dies nicht nur in genügender, sondern auch sehr ausgiebiger Weise geschehen.

Die Soldaten zerstreuten sich in die Häuser des Städtchens. Der brachte einen Fauteuil, jener einen Stuhl, dieser ein Bett, jener Bilder als Wandzierde. Selbst Vorhänge, Bettwäsche, Küchenutensilien, Porzellan und Nippsachen fanden den Weg in unser Haus. Wir waren nach den damaligen Begriffen glänzend untergebracht.

Zufällig hatte ich Gelegenheit, den Eindruck zu beobachten, welchen unser buntes Inventar auf die wirklichen Hausbesitzer hervorrief.

Zur näheren Erklärung muß ich erwähnen, daß mein guter Michel, als er eines Tages nach brennbaren Gegenständen das Haus und den Keller durchstöberte, eine gewöhnliche Schachtel fand, welche jedoch ungefähr 40,000 Frcs. in französischen Wertpapieren enthielt.

Ehrlich wie er war, brachte er die Schachtel zu mir und ich zeigte deren Auffinden den vorgesetzten Stellen an. Wie es kam, weiß ich nicht mehr, die Schachtel wurde aber bis auf weiteres in meinem Besitz gelassen und in einem Wandschrank verwahrt.

Eines Tages, wir gedachten der Schachtel kaum mehr, erhob sich in dem Höfchen unseres Hauses ein großes Jammern in französischer Sprache, aus dem nur zu verstehen war, daß nun alles verloren sei.

Ich sah durch das Fenster und bemerkte zwei Männer, die eifrig suchend alle Winkel durchstöberten. Eine Frage klärte mich dahin auf, daß der Hauseigentümer und sein Bruder zurückgekehrt seien, um ihr Haus zu besuchen, und bei dieser Gelegenheit ihr erspartes und verstecktes Vermögen, das die

Deutschen, wie sie sagten, nun geraubt hätten, wieder zu Handen nehmen wollten.

Es ist schwer, sich eine größere Freude vorzustellen, als diese zwei Männer äußerten, wie ich ihnen die unversehrte Schachtel mit den 40,000 Frcs. wieder aushändigte. Kaum konnte ich ihre quecksilberne Beweglichkeit soweit bändigen, daß sie den Empfang des Geldes vor Zeugen schriftlich bestätigten. Bei dieser Gelegenheit wurde aber ganz des redlichen Finders vergessen.

Als dann später Paris seine Scharen von Zugezogenen wieder ausspie, hielt eines Tages ein großer Omnibus vor unserm Hause, welchem die ganze Familie des Hauseigentümers inkl. einiger Großväter und Großmütter entstieg, um mir, neben dem Zwecke der Hausbesichtigung, einen Dankbesuch zu machen.

Ihr Wundern und Kopfschütteln über die rare Einrichtung wollte kein Ende nehmen und ich glaube, daß sie mit den meisten Errungenschaften, da sehr schöne Stücke darunter waren, wohl zufrieden gewesen sind.

Weil sie gar so schön beisammen waren, lud ich die ganze Gesellschaft zu Schokolade ein, der ich Obst und Kuchen in ergiebiger Menge beifügte. Unter dem Service, das alle möglichen Eltern hatte, im ganzen aber elegant war, erfreute es die Besucher besonders, eines der wenigen im Hause zurückgebliebenen Stücke, einen silbernen Becher, welchen ich seither als Trinkgefäß benützte, wieder zu entdecken.

Als ich dies bemerkte, teilte ich meinem Besuche mit, zu was mir der Becher diene. Darauf begann ein längeres Kopfzusammenstecken und leises Tuscheln, welches zum Resultat hatte, daß der alte Großvater aufstand und mir nach längerer Rede den Becher zum Geschenk anbot.

Darauf ging ich nicht ein, sondern legte ein 20-Frcs.-Stück auf den Tisch, welches als Entgelt für den Becher schließlich mit dem Bemerken genommen wurde, daß es durchlocht und zum Andenken an mich dem jüngsten Enkel, einem kleinen,

schwarzaugigen Burschen von 3—4 Jahren, um den Hals gehängt würde.

Damit konnte ich mich zufrieden geben, und wenn es der Jüngling nicht für Speise, Trank oder sonstige nützliche Sachen aufgewendet hat, so hängt es noch um seinen Hals. Im allgemeinen setze ich in das lebenslängliche Anhängen von Goldstücken, mögen solche das Bild Napoleons oder unseres zu den Vätern versammelten Heldenkaisers zeigen, ein gewisses Mißtrauen. Ich muß sonderbarerweise dabei zuviel des berühmten Mopses gedenken, welcher sich eine Wurstsammlung anlegen wollte.

37. Die Beschiessung von Paris.

Selbst wir Soldaten hatten uns eine ganz falsche Vorstellung von der Großartigkeit der Beschießung einer Riesenfestung, wie Paris war, gemacht.

Die Idee imponierte mir persönlich viel mehr als die Ausführung. Sie hatte sich ja leider verzögert, weil das Heranbringen des Belagerungsparkes und der Massen von Geschossen ein überaus schwieriges Stück Arbeit war. Wochenlang zogen Tag für Tag endlose Kolonnen gegen Paris. Wegen der höchst verdorbenen Straßen aber war für jede der schweren Kanonen eine Anzahl von 8—10 Pferden erforderlich. Auf den Wagen mit ein und zwei Pferden konnte man nur 2—4 der großen schweren, zuckerhutförmigen Geschosse aufladen. Und dann noch diese Berge von sonstigem Belagerungsmaterial, das ebenfalls herbeigeschleppt werden mußte. Es war eine recht schwere Geduldprobe für die Armee, immer nur Scheibe sein zu müssen und nie Schütze sein zu dürfen.

Der erste Kanonenschuß der Beschießung machte uns jubeln. Man dachte freilich nicht an die Opfer, die auch sie wieder kosten würde. In den Batterien und deren Umgebung

sah es wild aus. Zahlreiche Projektile platzten und gruben sich von allen Seiten ein, große Trichter in die Erde bohrend. Die Sprengstücke flogen schwirrend und heulend umher. Man bekam eine Übung darin, genau zu unterscheiden, welche Art von Geschoß dahergesaust kam, ob es ein bloßes Sprengstück oder der dicke Boden einer Granate war, welcher soeben einen gar so teuflischen Ton hören ließ.

Aber alle diese Eindrücke, die Antworten, welche auf unsere eisernen Fragen uns an die Köpfe geworfen wurden, konzentrierten sich meist auf die nächste Umgebung unserer Batterien. In Bièvre hörten wir fast gar nichts von der Beschießung. Selbst in der Replisstellung, im Schlosse Hache, das durch einen kleinen Hügel von der nächsten Batterie getrennt war, konnte nur bei ganz günstigem Winde der Geschützdonner vernommen werden.

Das Schloß Hache lag noch im Bereiche der Kanonen von Ville juive. Ab und zu sausten die Geschosse gefährlich vor oder hinter dasselbe. Lange Zeit wurde es nicht getroffen. Doch einmal bei Nacht, als alles schlief, durchschlug ein richtiger großer Eisenkeil zwei Wände des Raumes, in dem die Mannschaft dichtgedrängt auf dem Boden lag. Nun sollte man denken, daß die Leute samt und sonders tot gewesen wären. Aber merkwürdigerweise gab es nur wenige Tote und etwelche gefährlich Verwundete, im ganzen ungefähr zehn Mann. Wir Offiziere schliefen in einer kleinen Stube nebenan. Das Getöse ist nicht zu beschreiben. Wenn man sich den vom erstickenden Pulver- und Schwefeldampf erfüllten Raum, das Rollen des niederstürzenden Mauerwerkes und das aus dem Chaos erschallende Wimmern und Jammern der Verwundeten denkt, sowie die zu allen Thüren hinausdrängende Mannschaft, dann kann man sich einen schwachen Begriff davon machen, wie es thatsächlich war. Fenster brauchten wir in Zukunft keine mehr aufzumachen, dafür war gesorgt.

Nach ungefähr einer halben Stunde waren die Verwundeten weggeschafft, das zusammengestürzte Mauerwerk notdürftig

beseitigt und alles schlief wieder mit der festen Überzeugung ein, daß nun Hache vollständig sicher sei.

Die Ablösung der Vorposten fand des Abends nach eingetretener Dunkelheit statt. Lautlos sammelten sich die Abteilungen. Die Neuaufziehenden schlichen sich durch die Parallelen und Laufgräben in ihre Aufstellungen, vorsichtig wurden die Doppelposten, von denen welche 6—8 Stunden in Erdlöchern, in Clamart selbst auf Dächern und Leitern aushalten mußten, vorgeschoben und zurückgezogen. Überall nur Flüstern und leises Auftreten. Wenn die Franzosen das Geringste merkten, regnete es Gewehrkugeln und Granaten. Sie schossen selbst auf einzelne Leute mit letzteren.

Wie ich schon erzählte, war der Mangel an trockenem Holz sehr empfindlich. Ein Jeder suchte diesem nach Möglichkeit dadurch abzuhelfen, daß er irgend einen leicht brennbaren Gegenstand, als da waren: Fensterläden, Teile von Tischen, Kästen, zerbrochene Stühle, Latten, Bretter, Bilderrahmen u. s. w. u. s. w. schon vor der Ablösung auf die Seite brachte und bei dieser damit antrat.

Warum sich nie ein Maler gefunden hat, der diesen prächtigen Vorwurf ausbeutete? Fackeln und Laternen warfen ihre roten Lichter auf die in Mänteln und sonstigen vor Kälte schützenden Dinge gewickelten Krieger. Wollene weibliche Unterröcke, seidene und wollene Schlafröcke, Decken und Teppiche waren zu diesem Zweck sehr willkommen. In einem Arm hielt der Mann sein Gewehr, der andere Arm hielt den möglichst großen Holzgegenstand in Liebe umschlungen. Oft war das Holz so reichlich geraten, daß 2 und 3 Soldaten sich beim Tragen desselben halfen.

Die Übergabe ist geschehen, die Offiziere treten an ihre Plätze, es wird „stillgestanden“ und darauf erfolgt halblaut das Kommando „Hochs G'wehr!“ („Das Gewehr über“ heißt es heute) Nun begannen die Holz- und Gewehrgriffe zugleich, was naturgemäß eine ziemliche Zeit beanspruchte. Die Abteilung setzt sich in Marsch, es wird gerührt und sogleich beginnt in den Gliedern

eine flüsternd geführte, sehr lebhafte Unterhaltung. Man könnte glauben, es würden sich die kampfgewohnten Krieger von ihren Heldenthaten, vom Feinde, vom Kriege überhaupt erzählen. Diese Voraussetzung ist irrig. A. erzählt dem B., daß er heute ein schönes Stück Holz habe, das gut brennen wird. B. sagt, daß das Holzstück eigentlich von Rechtswegen ihm gehöre, da er es hätte zuerst nehmen wollen. Was darauf A. erwidert, kann man sich denken. Dann erzählt C. dem D., daß er im Laufe des Tages „Insekten" kennen gelernt habe, die so groß seien, daß man sie zum Tornistertragen abrichten könne. D. meint, das sei gar nichts, er habe heute zu einer der großen Flügelthüren im Schlosse hinauswollen. Dies sei ihm jedoch unmöglich geworden, weil — ein solches „Insekt" zu eben dieser Thüre gleichzeitig hineinwollte. Dann sagt E. zu F., daß ihm die „Seine" einen Brief geschrieben hätt', das sei aber lauter dummes Zeug, wenn sie ihm nicht Tabak schicken wollte, könnte sie es in Zukunft bleiben lassen. Antworten werde er nicht. Du hast recht, Franzel, erwidert F. darauf, was versteht auch so ein dummes Weibsbild vom Krieg. „Ich freu' mich auf mein' Kaffee!" ruft nun G., denn das gefährliche Plateau liegt bereits im Rücken und Vorsicht ist nicht mehr so nötig, worauf einige im Chor erwidern: „So dumm san mir a!"

Unter derartigen freundlichen Gesprächen hat die Truppe Bièvre erreicht und alsbald sind die dunklen Gestalten in ihre Quartiere verschwunden. Die Fenster erhellen sich, die französischen Verkäufer, eine Horde unsagbarer Strolche, rufen ihr weißes Brot mit gellender Stimme aus, „Brutt, Brutt!" hallt es von allen Ecken und Enden, die Straßen füllen sich auf ungefähr eine halbe Stunde mit den Soldaten, die ihre Menagebedürfnisse holen oder dienstlich sonst etwas zu thun haben, Wachen ziehen auf, dann aber wird es sehr ruhig in Bièvre, alles, mit Ausnahme der Wachen und Posten, liegt bald im Schlafe.

Die Leute sind aber so kriegsgewohnt geworden, daß der erste Ton des Alarmsignals sie ermuntert und in kürzester Zeit

auf die Beine bringt. Vorbereitet zum Ausrücken ist ja alles, denn der die wenigen Habseligkeiten enthaltende Tornister wird vor dem Niederlegen noch gepackt und das Gewehr gereinigt. Wenn es also sein muß, und es wird schon sein müssen, kann es jeden Augenblick wieder von neuem losgehen.

Man heißt das beim Militär einfach „Pflicht" und thut sie, weil dies eben Pflicht ist. Man macht auch kein Aufhebens davon und findet Dinge ganz natürlich, in welchen die bitterste Entsagung, die größte Aufopferung und die denkbarste Hingabe aller körperlichen und geistigen Kräfte liegt.

Auch an schneidenden Kontrasten fehlte es nicht. Eines Abends wollte ich während der Beschießung die große Batterie in Clamart besuchen.

Da kam mir die abgelöste Bedienungsmannschaft munter singend entgegen. So breit es der Weg erlaubte, hatten sich die Kanoniere um einen Soldaten geschart, der einen Bündel blutiger und zerfetzter Uniformsstücke trug. Es scheint dies der Spaßmacher der Kompanie gewesen zu sein, denn er sang mit lauter heller Stimme die einzelnen Verse eines Liedes, in dessen Refrain die übrigen Soldaten mit lachenden Gesichtern einstimmten und der lautete:

„Ich war beim Liebchen und beim Wein,"
„Ich war beim Liebchen und beim Wein!"

Hinter der Batterie bemerkte ich 2 frische Gräber. An den Kopfenden staken die Seitengewehre statt den Grabkreuzen im Boden. Auf den Gräbern lagen die Helme und blutbespritzte Granatensprengstücke.

Die beiden Kanoniere waren vor einer Stunde durch eine in der Batterie einschlagende Granate getötet und sofort begraben worden.

Der lustige Bursche in der Marschkolonne trug deren Kleider.

„Heute dir, morgen mir!"

38. Während des Waffenstillstandes.

Unser Leben in Clamart entbehrte während des Waffenstillstandes nicht mancher kleiner Reize. Es wurden Besuche bei den anderen Armeekorps abgestattet und dabei die Umgegend von Paris, die ja wunderschön ist, durchforscht, was immer mehr oder minder eine sehr durftige Arbeit war.

Die Offiziere des Regiments lebten in schönster Kameradschaft. Besonders war eine Gruppe hervorzuheben, welche nach Beendigung der Belagerung sich durch Raffinements im Speisezettel die überstandenen Entbehrungen vergessen zu machen suchte. Diese Herren leisteten in der That vorzügliches und wir freuten uns wie die Kinder, wenn wir bei den „Gastronomen" zum Mittag- oder Abendtisch eingeladen waren, woselbst es immer neue Überraschungen gab.

Wenn aber an uns die Revanche herantrat, waren wir stets in starker Verlegenheit.

Einmal hatten wir vor, damit zu imponieren, daß wir zum Dessert feines Versailler Gebäck aufstellen wollten. Doch blieb dies ein schöner Traum, denn der Kamerad, der die Besorgung auf sich nahm, packte das Zeug in eine Ledertasche, die er am Sattel befestigte. Was er nach Clamart mitbrachte, davon schweigen alle Flöten. Das war ein Klos aus Mandeln, mürbem und sonstigem Teig. Dazwischen waren Schokoladestreifen, Eierschaum und derartiges zu sehen. Geschlagener Rahm bildete den Abschluß der schönen Verbindung. Zu spät erst sah der Arme ein, daß Trabreiten bei dem Transport von Versailler Pasteten-Bäckereien nicht anzuwenden sei.

Unser ganzer schöner Revanchetraum war zu Wasser, oder besser gesagt Teig geworden, und wir sahen uns genötigt, in stiller Trauer zu dritt den merkwürdigen Klos zu verzehren. Ausgesehen hat er zwar nicht recht extra, aber geschmeckt — vorzüglich!

Nun kam mir eine andere Idee. In der Kocherei waren

uns die Kameraden über. In der feinen Bedienung dachte ich sie zu schlagen.

Das gelang uns auch fast über Erwarten. Die Gäste erschienen, kein Bursche ließ sich zur Abnahme der Mäntel und Säbel sehen, weil dies den Effekt verdorben hätte. Als sich alles an der möglichst schön arrangierten Tafel, auf welcher in einer nicht explodierten Granate ein Bouquet von Carotten, Zwiebeln, weißen Rüben, Palmen= und Tannenzweigen, sowie Myrten aus einem aufgefundenen Brautkranze prangten, niedergelassen hatte, öffneten sich die Thüren und hereintraten unsere gänzlich schwarz lackierten, feierlich grüßenden Burschen in sehr einfachem aber doch dezentem Kostüm, einen Oberkellner in Ebenholzschwärze und spitzem Frack an der Tête. Unsere Gegner waren auf allen Linien geschlagen. Neidlos erkannten sie der außergewöhnlichen Leistung den Preis zu.

Daß die schwarze Farbe etwas abging und die Teller verdächtige Flecke zeigten, konnte dem anfänglichen Eindruck keinen Abbruch thun.

Das Leben an der Demarkationslinie ist schon so oft zum Gegenstand der Beschreibung gemacht worden, daß ich verzichte, hier näher darauf einzugehen. Nur möchte ich eines kleinen Vorfalls gedenken, der sich zutrug, während wir in der Zeit des Waffenstillstands auf Vorposten waren.

Unsere Vorposten=Kompanie mit dem Kommandeur lag in einem Hause nahe der Stadt. Der Besitzer, ein schon älterer Herr, war mit einem Sohne von ungefähr 18 Jahren anwesend. Der Mann machte sich ein Geschäft daraus, allerhand Dinge, auch Zeitungen, aus Paris zu besorgen und fand bei den vielen geldausgebenden Offizieren seine gute Rechnung.

Saß man Abends bei einem Glas Wein beisammen, so rief man ihn und seinen Sohn, einen Burschen mit auffallend feinem, hübschen Gesichte, oft herbei und unterhielt sich über die Belagerung und über Paris.

Der Sohn war uns schon lange auffallend gewesen durch seine gewissermaßen kecken und koketten Manieren. Mit manchen

Offizieren gab er sich gar nicht ab, manche behandelte er vorzugsweise freundlich.

Trotzdem wir keine bestimmten Anhaltspunkte hatten, stieg doch der Verdacht in uns auf, daß dieser Sohn nicht männlichen Geschlechts sei.

Abends, als die leeren Weinflaschen auf dem Tisch sich mehrten und das Gespräch immer lebhafter wurde, bemerkte einer der Offiziere:

„Ich lasse es mir nicht nehmen, es ist doch ein Mädchen.“ Dadurch wurde die Aufmerksamkeit reger und der Hauptmann sagte, er wolle bei Gelegenheit dem Burschen einen Gegenstand auf den Schoß werfen. Spanne derselbe, durch die Gewohnheit Weiberkleider zu tragen veranlaßt, die Knie zum Auffangen auseinander, so sei es ein Mädchen. Verfahre er aber entgegengesetzt, so hätten wir sicher einen Burschen, wenn auch einen solchen mit einem Mädchengesicht vor uns.

Die Gefahr, sich unsterblich zu blamieren und auf endlose Zeit das Lachobjekt abgeben zu müssen, lag zu nahe, als daß irgend jemand der Sache auf andere, kürzere Weise auf den Grund gegangen wäre.

Die ganze Zwischenunterhaltung wurde deutsch geführt, und deshalb von den beiden Franzosen nicht verstanden.

Wie gewollt, ergab sich die Gelegenheit und ein Glas flog dem Jüngling auf den Schoß, das, ohne weiteren Widerstand zu finden, klirrend auf dem Boden zerbrach.

Alle hatten die Bewegung des Glaswerfens bemerkt und zugleich auch, daß der Junge weit seine Knie öffnete und so das Glas durchfallen ließ.

Nun war kein Halten mehr, die Offiziere standen auf und riefen:

„c'est une fille, c'est une fille!“

Das Mädchen, denn ein solches war es wirklich, entwand sich schnell einem Paar umfassender Arme und verließ in größter Eile das Zimmer. Während wir über das Abenteuer lachten und den ob der Entdeckung sehr unzufriedenen Vater beschwich=

tigten, vernahm man rasche Hufschläge im Hofe. Das Mädchen hatte sich einen Gaul aus dem Stalle gezogen und wir sahen es im Galopp gegen Paris verschwinden.

Sie scheint sich über ihre Niederlage geschämt oder geärgert zu haben, denn von da ab war sie für uns unsichtbar.

39. Der Einzug in Paris. Unser grosser Kaiser. Schluss.

Als den Hochpunkt aller Feldzugsempfindungen muß ich für mich den Einzug in Paris bezeichnen.

Alle heiße, blutige Arbeit war gethan; dem besiegten Gegner saß der Fuß auf dem Nacken.

Besonders auffallend war mir am zweiten Tage unserer Anwesenheit die ungeheure Menge Ohrfeigen, die ich Französinnen an die sie begleitenden Monsieurs austeilen sah. Es war dies bei jener Gelegenheit, als die preußische Gardelandwehr, die schönste Truppe, die man in der Welt sehen konnte, lauter bärtige, breite Riesen, in kleinen Trupps in Paris spazierengehender Weise herumgeführt wurde.

„O," fingen die Monsieurs an, „man sehe nur die Riesen, noch einmal so groß als wir, da ist es kein Wunder." — Patsch, hieb ihn seine Frau Gemahlin zwischen die gesenkten Löffel zur Hebung des ebenso gesunkenen Selbstgefühls.

Und als wenn es epidemisch gewesen wäre, rechts und links, vor und hinter uns regnete es Ohrfeigen, deren Austeilerinnen wir unsere stille Achtung nicht versagen konnten.

Als Kuriosum sei erwähnt, daß ich an diesem Tage in einem französischen Restaurant, durch dessen Hinterthüre man hereinschlüpfen mußte, für ein Huhn, eine Flasche Bordeaux und etwas Dessert 68 Francs und zwar gerne bezahlte, denn sonst

hätte ich, da ich das australische, blauangelaufene Kommisdauerfleisch verschmähte, trotz einer wohlgefüllten Börse gehungert.

Von wunderbarer Schönheit war die dem Einzuge vorangehende Parade.

Prächtig glänzte die Frühjahrssonne auf den sammtgrünen Rasen des weiten Planes; auch im einfachsten Soldatenkopf war eine Ahnung der großen Vorgänge wach geworden und die Herzen schlugen höher in dem Bewußtsein, deutsche Krieger, deutsche Männer zu sein, ein großes deutsches Vaterland zu haben.

Als dann der greise Heldenkaiser begann, die Fronte abzureiten, und sich der Willkommgruß der Regimenter und Bataillone immer lauter und lauter vernehmen ließ, dann auch uns Bayern Wilhelms I. milder Blick traf und dessen freundlicher Gruß ertönte — in diesem Gedanken ergreift mich heute nach mehr als 20 Jahren die Gewalt jenes großen, bereits der Geschichte angehörenden Augenblicks und trotz meines ergrauenden Kopfes will ich mit dem Feuer eines Jünglings rufen:

„Hoch, Kaiser Wilhelm hoch!"
„Deutschland, Deutschland über alles!"

Es war aber auch eine glänzende Welle, die an unseren staunenden Augen vorüberwogte.

Voran der Kaiser, neben ihm sein Sohn. Dann folgten alle die Fürsten und Herren des Hauptquartiers. Darauf kamen die Denker und Lenker der Schlachten. Ganz rückwärts sehe ich noch des großen Bismarck's Gestalt vor mir, wie er sein nachdrängendes Pferd mit Gewalt zügelte. Der letzte in der Suite war der bayerische Minister Graf Brey.

Solche Dinge erlebt man, um sie nie wieder zu vergessen.

Bald begann nach und nach der Rückmarsch. Je fleißiger die Franzosen an den ihnen auferlegten 5 Milliarden zahlten, desto fleißiger marschierten wir gegen die Heimat zu. Lange Zeit stand unser Regiment in St. Germain sous-Doux. Das gab eine langweilige Periode, welche mit viel langweiligen Sachen ausgefüllt wurde.

Das unregelmäßige Leben machte sich bei mir mit einem längeren Unwohlsein geltend.

Ich lag allein in einer Hinterstube, manchmal besuchten mich die Kameraden, aber sie hatten nicht viel überflüssige Zeit dazu. Meinem Michel gefiel der Infanterie-Dienst auch nicht mehr, seitdem er so gut reiten konnte und doch kein Pferd mehr hatte.

Durch das Fenster konnte ich nicht ins Freie sehen, wohl aber durch die offene Thüre. Und da sah ich den Frühling heraufkommen, den schönen, sprossenden Frühling. Denn die Bäume hatten aufbrechende Knospen und der Rasen vor der Thüre war smaragdgrün.

Wenn es dann ganz still war, kamen die Hühner zu mir in die Stube und wurden durch das bischen Futter, das ich ihnen hinwarf, so kühn, bis auf mein Bett zu fliegen oder zu hüpfen.

Ich fing an, das Hühnervolk zu studieren und zuletzt griff ich zu Bleistift und Papier und verfaßte eine kleine Fabel, in welcher die Hühner sprechen, die französischen Verhältnisse aber, welche zum Kampfe der Kommune, dessen Geschützdonner kaum verhallt war, führten, den Stoff bilden.

Im Mai 1871 wurde ich nach Deutschland zurückberufen und wieder in das topographische Bureau beordert.

Bei der Rückfahrt schloß ich mich einem der ersten heimkehrenden Truppenteile an.

Das dankbare Volk hat uns ja mehr als zuviel zugejubelt, so zwar, daß ich froh war, als die letzten Wogen der Begeisterung über uns hingegangen waren. Einer Ovation aber gedenke ich besonders gerne.

Es war, als wir bei Max-Au über den Rhein, den freien, deutschen Rhein fuhren.

Da stand an der Station ein biederer Schulmeister und mit ihm eine ganze Menge kleinerer und größerer blondhaariger Buben und Mädels.

Und die lauten, frischen Stimmen sangen uns entgegen: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall — Wie Schwertgeklirr und Wogenprall!" Das Lied, das wir im stolzen Frankreich stets begeistert gesungen und an dessen Klängen wir uns so oft erhoben hatten.

Ja Vaterland, ruhig kannst du sein, wenn auch der letzte von denen, die das neue deutsche Reich erstreiten halfen, einstmals von der kühlen Erde gedeckt sein wird.

Denn das Wort und die That ist lebendig geblieben und wird sich forterben von Geschlecht zu Geschlecht, durch den wechselnden Lauf von hundert und aberhundert Jahren,

„Uns selbst zu Nutz,
Unsern Feinden zum Trutz".

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München.

Von der **Sammlung persönlicher Erinnerungen von Teilnehmern am 70er Krieg** liegen nunmehr folgende Bände vor:

Klein, Karl, Pfarrer in Fröschweiler bei Wörth: **Fröschweiler Chronik. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870. 10.** Auflage. Geh. 2 M. 25 Pf.; kart. 2 M. 80 Pf.

Leibig, Oskar, Pfarrer: **Erlebnisse eines freiwilligen Jägers im Feldzuge 1870–71.** 2. Auflage. Geh. 2 M. 25 Pf.; kart. 2 M. 80 Pf.

Tanera, Karl, Hauptmann: **Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Jahre 1870–71.** 4. Auflage. 2 Bände. Geh. à 1 M. 80 Pf.; kart. à 2 M. 40 Pf.

Gümbel, Th., Pfarrer: **Erinnerungen eines freiwilligen Krankenpflegers im Feldzug 1870–71.** Mit 2 Anhängen u. a. vom Verf. der „Fröschweiler Chronik". Geh. 2 M. 25 Pf.; kart. 2 M. 80 Pf.

Pfleiderer, Edm., ord. Prof. in Tübingen: **Erinnerungen eines Feldgeistlichen aus dem Jahre 1870–71.** Geh. 2 M. 25 Pf.; kart. 2 M. 80 Pf.

Kayser, Dr. Adolf, **Erlebnisse eines rheinischen Dragoners im Feldzug 1870–71.** Geh. 2 M.; kart. 2 M. 50 Pf.

Hähnel, C. L., **Bei den Fahnen des XII. (kgl. sächs.) Armeekorps.** Geh. 1 M. 60 Pf.; kart. 2 M. 20 Pf.

Geyer, Karl, k. württ. Hauptmann der Landwehr: **Erlebnisse eines württembergischen Feldsoldaten 1870–71.** Geh. 2 M. 25 Pf.; kart. 2 M. 80 Pf.

Dinckelberg, Hugo, **Kriegs-Erlebnisse eines Kaiser-Alexander-Gardegrenadiers im Feld und im Lazarett 1870–71.** Geh. 2 M. 25 Pf.; kart. 2 M. 80 Pf.

Koch, G., Hauptmann: **Bei den Fahnen des III. (brandenburgischen) Armeekorps von Metz bis le Mans.** Aus dem Tagebuch eines Truppenoffiziers. Geh. 2 M. 25 Pf.; kart. 2 M. 80 Pf.

Stier, E., **Unter Prinz Friedrich Karl.** Erlebnisse eines Musketiers im Feldzug 1870–71. 2 Aufl. Geh. 2 M.; kart. 2 M. 50 Pf.

Koch-Breuberg, Fr., **Drei Jahre in Frankreich.** Erinnerungen eines Truppenoffiziers aus dem Feldzug 1870–71 und der Okkupation. 11¼ Bog. Geh. 2 M.; kart. 2 M. 50 Pf.

Ott, Ad., Major: **Bei höheren Stäben.** Adjutanten-Erlebnisse aus dem großen Kriegsjahre. Geh. 2 M.; kart. 2 M. 50 Pf. (Im J. 1892 erschienen!)

☞ In den Geschichtswerken erfahren wir zwar den Gang der Begebenheiten, nicht aber, was der Soldat erlebt, gehandelt und empfunden hat. Gerade die persönlichen Erlebnisse sind es aber, die zumal auf die Phantasie des nachwachsenden Geschlechts einen eigenen Reiz üben. Allerdings kann nicht jeder, der etwas erlebt hat, auch unterhaltend davon erzählen. Die vorliegenden Bände, die sorgfältig ausgewählt wurden, sind sich jedoch darin gleich, daß ihre Verfasser nicht nur viel erlebt haben, sondern auch anregend zu erzählen verstehen. Sie ergänzen sich zudem, um ein möglichst vielseitiges Stimmungsbild aus dem großen Jahre zu geben. Schildert das Buch von **Klein** hauptsächlich die Schrecken des Krieges, wie sie die betroffene bürgerliche Bevölkerung empfindet, so vertreten **Tanera, Koch** und **Ott** den Berufssoldaten, während in **Leibig, Kayser, Geyer, Hähnel, Dinckelberg, Stier** Angehörige der verschiedensten Truppenteile uns ihre höchst mannigfaltigen Erlebnisse berichten. Dazu gesellen sich nun noch in **Gümbel** und **Pfleiderer** der Krankenpfleger und Feldgeistliche.

Die ganze Kollektion unserer Kriegsbücher eignet sich anerkanntermassen trefflichst für den Bücherschrank des deutschen Hauses und insbesondere der deutschen Jugend. Ebenso darf sie für Volks-, Schul- und Militär-Bibliotheken empfohlen werden, da sie ja nicht nur den Augenblicks-Reiz einer unterhaltenden Lektüre gewährt, sondern eine stets frische Quelle patriotischer Erquickung und Ermunterung für alle Zukunft erschliesst.

Ott, Adolf,

Bei höheren Stäben Adjutantenerlebnisse aus den großen Kriegsjahren

München 1892